Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 18 (1936)

Heft: 50

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 11. Dezember 1936. Erscheint jeden Freitag 18. Jahrgang Nr. 50

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postscheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postscheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Das Jahrbuch der Schweizerfrau
Die europäische Mission der Frau I
Den Turnerinnen ein herzliches Willkomm
Freigabe und Verbot der Abtreibung in Rußland
Literarische Beilage

Wochenchronik

Inland.

Der neue Staatsrat des Kantons **Genf** hat nach feierlicher Vereidigung in der Kathedrale seine Amtsgeschäfte aufgenommen und bereits eine Reihe bedeutsamer Maßnahmen hinsichtlich Ueberprüfung der bisherigen Geschäftsführung getroffen.

Das **Zürcher Volk** wird nächsten Sonntag über drei wichtige Vorlagen abzustimmen haben: Ueber einen 12 Millionen-Kredit zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise, über einen ebensolchen Kredit von 1,753,000 Fr. für den Ausbau des kantonalen Technikums in Winterthur und über ein Gesetz über die Patentpflicht in Gewerben. Einen interessanten Vorschlag zur Altersversicherung unterbreitete dieser Tage der Regierungsrat dem Großen Rat. Bei sofortigem Beginn der Prämienzahlungen im Betrage von 16 Fr. von den 18—65jährigen könnte unter Zubilsenahme der bereits aufgewendeten Mittel ein Drittel, nach weiteren 25 Jahren die Hälfte und nach abermals 22 Jahren alle Alten über 65 Jahre unterstützt werden.

In Chur hat letzten Mittwoch der große **Prozeß** gegen den Mörder Gustloffs **David Frankfurter** begonnen. Gegen 250 Journalisten, darunter eine große Zahl deutscher, folgen den Verhandlungen. Die deutsche Presse berichtet bereits in großer Aufmachung. Deutlich ist dabei das Bestreben zu erkennen, den Prozeß zu einem politischen zu stempeln und die vermeintlichen Hintermänner, das Weltjudentum und die Freimaurer, zu entlarven. Demgegenüber geht aus den Prozeßakten deutlich hervor, daß es sich um den Verzweiflungsfall eines Einzelnen und in keinem Fall um ein organisiertes Komplott Mehrerer handelt.

Letzten Samstag hat in Bern eine **„Vollbrotkonferenz"** stattgefunden. Die Schaffung eines schmackhaften Volksbrotes im Preise von ca. 35 Rp. das Kilo wird nun in sichere Aussicht genommen. Mit der Verteuerung wird Weißbrot und Weißmehl belastet. Der bisherigen Bundesbeiträge für die Verbilligung des Brotes hofft man damit entraten zu können.

Der vom Bundesrat nun endgültig genehmigte Bundesbeschluß zum **Schutze der öffentlichen Ordnung und Sicherheit** ist erschienen. Das Gesetz wendet sich in erster Linie gegen die kommunistische Gefahr, stellt aber alle Umsturzandrohungen, von welcher Seite sie auch kommen, unter Strafe. Einige Artikel betreffen den Schutz der Armee. Die ständerätliche Kommission befaßt sich eben mit derr Vorlage. Damit kommen wir zu den Verhandlungen der letzten Montag in Bern eröffneten ordentlichen

Wintersession der Bundesversammlung.

Beide Kammern haben ihre Präsidenten neugewählt. Der Nationalrat setzte auf seinen Präsidentenstuhl den Walliser Staatsrat Troillet, als Vizepräsidenten bezeichnete er den Sozialisten Dr. Hauser von Basel. Beim ersten Traktandum, der Krisenhilfe für Arbeitslose, bei der es sich um einen einmaligen Betrag von 500,000 Fr. an notleidende Arbeitslosenversicherungskassen handelt, ging die Diskussion hauptsächlich um den Art. 18 bis betreffend Schaffung eines Ausgleichfonds. Die Vorlage wurde unter Streichung dieses Artikels angenommen, dieser jedoch in Form eines Postulates zu nochmaliger Prüfung an den Bundesrat zurückgewiesen. Eine Subvention von 240,000 Fr. an den Kanton Waadt für die Verstärkung der Rhonedämme und die Anerkennung der Haager Gerichtsbarkeit für weitere 10 Jahre fand stillschweigende Zustimmung. Lebhaft hingegen setzte, wie nicht anders zu erwarten, die Debatte bei der Behandlung des Voranschlages des Bundes ein. Trotz großer Besorgnis empfiehlt die Kommission Eintreten. Altbundesrat Musy beantragt, die Beratung zu verschieben, der Bundesrat möge auf März nächsten Jahres ein ausgeglichenes Budget vorlegen. Von anderer Seite erging ein ähnlicher Antrag. Demgegenüber verteidigte Bundesrat Meyer mit Verve den Voranschlag. Eine beträchtliche Belastung der Bundesfinanzen bilden die Ausfälle der SBB. sowie die Stützungsaktionen mit total 75 Millionen, die aber heute trotz Abwertung nicht brüsk eingestellt werden könnten. Sobald diese wegfallen, sei das Budget gedeckt. Mit erheblichem Mehr beschloß der Rat entgegen den gegenteiligen Anträgen auf die Detailberatung einzutreten, in der er zur Zeit unserer Berichterstattung noch steht.

Der **Ständerat** hat sich als neuen Präsidenten Ständerat Hauser von Glarus und als Vizepräsidenten de Week aus Freiburg gegeben. Für die Verstärkung der Rhonedämme bewilligte er einen Bundesbeitrag von 240,000 Fr. Der trotz möglichster Sparsamkeit wenig erfreuliche Voranschlag der SBB. wird unbestritten angenommen, desgleichen die Verlängerung des Ende Dezember 1936 ablaufenden Bundesbeschlusses über den Schutz des Schuhmachergewerbes für weitere drei Jahre. Bei der Beratung der wichtigen Vorlage über Krisenbekämpfung und Arbeitsbeschaffung, für die 30 Millionen an Subventionen vorgesehen sind, mit denen man Arbeitsaufträge namentlich für das Baugewerbe im Umfange von immerhin 200 Millionen schaffen zu können hofft, kam Bundesrat Obrecht u. a. auch auf die große Aufgabe des Bundesrates zu sprechen, die Preisparität mit dem Ausland nicht in die Brüche gehen zu lassen. Darum muß er gegenüber Begehren auf Preis- und Lohnerhöhungen hart sein. Eine Erhöhung des Milchpreises, die eine Erhöhung der Käse- und Butterpreise zur Folge hätte, müßte deshalb zum mindesten als verfrüht bezeichnet werden. Die Vorlage wurde ohne Gegenstimme angenommen. Desgleichen bereinigte der Rat noch einige Differenzen in der Vorlage zur außerordentlichen Subventionierung der Krankenkassen.

Ausland.

Um gleich das was seit einer Woche die ganze Welt in Atem hält, vorwegzunehmen: **England** lebt seit acht Tagen in höchster Spannung, ob sein König Eduard VIII. abdanken werde und zwar um einer — Liebesheirat willen. Der König hat dem Kabinett seine Absicht bekannt gegeben, eine bürgerliche Amerikanerin, eine Mrs. Simpson in morganatischer Ehe zu heiraten und hiefür den Erlaß eines Ausnahmegesetzes verlangt, da die britische Verfassung die Institution der morganatischen Ehe nicht kennt. Nun ist aber Mrs. Simpson eine zweimal geschiedene Frau und dies mehr als ihre Bürgerlichkeit ist es, was in den maßgebenden politischen Kreisen die größten Bedenken erregt, weil es dem Ansehen der britischen Krone außerordentlich schaden und dem britischen Weltreich damit gefährlich werden könnte. Das Parlament ist mit dem Kabinett in der Ablehnung der königlichen Forderung geradezu alklamatorisch einig. Man hoffte, daß der König, sich seiner Verantwortung bewußt, auf seine Pläne verzichten werde. Nun scheint sich die Sache aber doch so zu wenden, daß er seine persönlichen Wünsche über die Interessen seines Reiches stellt und die Abdankung vorbereitet. Sehr bedauerlich, denn die Welt hat manche Hoffnung auf den jungen Monarchen gesetzt.

(Fortsetzung siehe Seite 2.)

Die Frau im Hause*

Langsam, aber heute sehr spürbar hat die Arbeitslosigkeit der Frauen zugenommen. Im Handel und im Bankfach, vor allem in den Kanzleien der öffentlichen Verwaltung, auch im Lehrfach, werden sie zurückgedrängt — überall greift der Brauch um sich, männliche Bewerber vorzuziehen.

Dies ist kein Novum. Die Geschichte weiß von mancher solchen Kurve zu berichten: Immer wenn Erwerbsarbeit knapp wurde, wenn der Existenzkampf sich verschärfte, war es die Frau, die zumeist unorganisiert, also der schwächere Teil war, die weichen mußte. Es sei nur an die Zunftverordnungen erinnert, die in vergangenen Jahrhunderten den vielen erwerbenden Frauen — man zählte allein in der Stadt Frankfurt über 200 Berufe, in denen Frauen tätig waren** — das Leben und die Arbeit erschwerten.

Von dem allem scheint die Verfasserin der Abhandlung „Die Frau im Hause" nichts zu wissen. Sie befaßt sich mit dem heutigen „Prozeß der Ausschaltung der Frau als Verdienerin im Arbeitsmarkt" und begrüßt sie, denn „daß die Frau der Verdienstwirtschaft verhaftet blieb, in ihr heimisch wurde, hartnäckig ihre eroberte Position festzuhalten sucht, das ist das Resultat der Frauenemanzipation, die, befangen vom Freiheitstaumel, die Gleichschaltung der Stellung und der Rechte von Mann und Frau durchzusetzen suchte." Es wird dann weiter gesagt, daß die Frauenbewegung dies Resultat in beträchtlichem Umfang auch erreichte, daß dies aber „kein Weg zur Höhe, weder für die Frau, noch für die Menschheit war, sondern sich als ausschlaggebende Zerfallserscheinung erwies". Und weiter wörtlich: „Ein Vorgang, der an naturgesetzlichen Bindungen vorbeirennt, sie umzurennen sucht, kann eine Zeitlang sich behaupten, sogar aufblühen... das Ende ist Zusammenbruch, dem Entgleisungen und Entartungen vorausgegangen sind".

„Wir staunen! Es ist unseres Wissens ein erstesmal im schweizerischen Schrifttum der Gegenwart aus der Feder einer Frau solches zu lesen. Und weiter wird der Frauenbewegung vorgeworfen: „Man hat verhängnisvoll der Menschheit einen Höchstwert genommen dadurch, daß man die Frau zur Auswanderung aus dem Hause kommen ließ, so daß sie dafür vielfach den Sinn und das Verständnis verlor.... sie wurde unsicher in den Erkenntnissen, unklar und unruhig im Geistigen und Religiösen... sie wanderte im zwielichtigen Dämmerzustand aus dem Hause, aus der Familie, hoffte im öffentlichen Leben Besseres zu finden, vor allem frei zu werden von den Bindungen des Hauses und des Familienzusammenhaltens. Sie erhielt dafür die Ketten des Ehrgeizes, der Sittenlosigkeit, des Mammons...."

Die Verfasserin scheint Ursache und Wirkung zu verwechseln. Weil die Familie, der Haushalt keine Arbeit mehr für zahlreiche erwachsene Unverheiratete hatte, weil in einer Zeit, da die Technik den Haushalt vereinfachte (und haben etwa die emanzipierten Frauen die Maschinen erfunden?) zu wenig Arbeit im Hause war, wohl aber das Gelderdienen nötig wurde, um Fertigfabrikate zu kaufen, deshalb wurden die Frauen in den außerhäuslichen Erwerb eingespannt. Weil die Löhne des Industriearbeiters zu niedrig waren zum Erhalten der Familie, deshalb gingen Frauen und Kinder in die Fabrik. Und weil geistig hochstehende Frauen ohne häuslichen Wirkungskreis dies Elend sahen, deshalb drangen sie auf Bildung, Schulung und Studium, um mit den Waffen des Wissens sich zu rüsten zum Kampf um Besserung der sozialen Verhältnisse.

Kopfschüttelnd frägt man sich, wieso sich denn die Schreiberin ihre Auffassungen gebildet haben könnte, und gleich wird man belehrt, da wörtlich geschrieben steht:

„Die wirtschaftlichen und geistigen Krisen unserer Zeit haben engen Zusammenhang mit der Frauenemanzipation. Max Scelers Aussage bekommt durch das Zeitgeschehen recht: Die Frauenbewegung, die zur Frauenemanzipation führe, sei die erfolgreichste und gefährlichste aller Zeitbewegungen. Die vom Begehren seelisch und geistig aufgewühlte, sich selber vergottende Frau, die sich mit Rauschgiften von Nikotin und Likören umnebelt, mit Seide und Spitzen den Körper mehr enthüllt als deckt und in all dem ihre geistige Inferiorität manifestiert, im Bubenkopf die innere Aufgelöstheit demonstriert, ist Vorbote und Sturmvogel der Revolution."

Wobei wir allerdings, da nicht wörtlich zitiert wird, nicht wissen können, wie weit hier Max Scheler und wie weit die Verfasserin selbst zum Ausdruck kommt. Ein zweiter Kronzeuge wird dann aufgerufen, wenn es heißt: „Denn man weiß, daß es so sein muß, wie Dr. Lorenz es aussagt: „Das Rad der Zeit dreht sich den Kräften der Stabilität zu und entfernt sich von jenen der Dynamik." — Dazu ist zu sagen, daß wir ganz einig mit der Verfasserin sind, im Wunsch und Willen, die Familie, die sie Zelle der Stabilität nennt, hochzuhalten, zu schützen, und — was heute nötig ist — für sie zu kämpfen. Aber uns dünkt, daß dies kämpfen dort einzusetzen hat, wo eine übermächtige Dynamik — und zwar Dynamik wie sie im Bolschewismus und im Fascismus zum Ausdruck kommt — der Familie große Gefährdung bringt. Oder will man etwa behaupten, daß diese beiden Anschauungen — es sind heute sich bekämpfende und doch verwandte Weltanschauungen — die Stabilität, die zum Gedeihen des Familienlebens nötig ist, zu bringen geneigt seien?

Sodann wird zugegeben, „daß nicht alle Frauen ins Haus zurückkehren können, um dort allein sich auszuwirken und ihre Geborgenheit zu erhalten." Dennoch aber „muß die Rückkehr der Frau ins Haus liebend gefördert werden". Ferner wird den Frauen, die stehen müssen „auf den großen Vorposten des öffentlichen Lebens, auf denen viel Mütterliches gewirkt werden muß zum Schutz des Hauses und zur Behütung der Familie", anempfohlen, „ihre grundlegende Formung im Hause, durch die Familie zu erhalten, ihr verbunden und verpflichtet zu bleiben in inniger Anteilnahme. Widerspruch um Widerspruch! Glaubt denn die Verfasserin, daß Frauen, die im öffentlichen Leben wirken, heute außerhalb ihrer Familien aufgewachsen seien oder ihnen nicht verbunden seien in Freud und Leid? Wie leicht wird mit solchem Schreiben, und wenn auch vielleicht unbewußt, der unkritische Leser irregeführt und glaubt, in den Frauen, die um der Gesamtheit willen auch außerhalb der Familie das ihrige leisten, kaltherzige Egoisten ohne Familiensinn zu sehen.

Und so geht es langhin weiter. Die Hausdienstlehre, diese verdienstvolle Institution, die einsichtige Hausfrauen, Behörden, Berufsberatung

* Entgegnung auf eine Abhandlung gleichen Namens von Maria Croenlein in der Oktober-Nummer der „Schweizer Rundschau". Verlagsanstalt Benziger A.-G., Einsiedeln.

** Vergl. Karl Bücher, „Frauenfrage im Mittelalter".

Schwester Ruhe schöpft mehr klares Wasser aus dem Quell mit einem Löffel, als Bruder Sturm mit einem Kruge. Emil Gött

Dorothea Christine Leporin

(1715—1762.)

Die Vergessenen lassen durch das, was sie begonnen und vollendet haben, oft besser die großen, gültigen Gesetze des Lebens erkennen und die Erfüllung ermessen, die menschlichen Streben gesetzt ist, als die großen Träger geschichtlichen Lebens, die nur auf ihre Zeit verwiesen können. Auch Dorothea Christine Leporin gehörte zu den Längst vergessenen Frauen, die still ihre Pflicht im kleinsten Kreise tun und darin ihr Glück finden.

Und doch stand sie einmal für kurze Zeit geradezu im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses. War sie doch die erste deutsche Frau, die zum Dr. med. promovierte und dabei sogar den höchsten Grad erlangte: summos in medicina honores Am 12. Juni 1754 hatte damit zum zweitenmal in der Geschichte Europas eine Frau bewiesen, daß die Alma mater nicht nur Söhne, sondern auch Töchter großziehen kann.

Denn schon einmal, am 12. Mai 1732, hatte man einer „donna", der Laura Catharina Maria Bassi einen Doktorhut verliehen. Und über diesen Schritt der Universität von Bologna geriet die gesamte gute Gesellschaft der „Zopfzeit" in helle Aufregung. Die erste europäische Doktoressa wurde Gegenstand einer scharfen Kritik. Und nicht zuletzt mußte sie gerade den Damen der damaligen Zeit zur Zielscheibe bösswilligen Spottes dienen. Es muß zur Ehre der Herren der Schöpfung gesagt werden, wie sie damals mit Zopf und Degen bewehrt das große Wort in den Salons führten, daß gerade sie es waren, die viel sachlicher und darum auch gerechter über die Promotion der Bassi dachten. Zu den ganz Begeisterten gehörte auch der Schulrektor von Quedlinburg.

Er half in selbstloser Weise einem jungen Mädchen bei seinen häuslichen Studien, der achtzehnjährigen Tochter des Arztes Dr. Christian Polykarp Leporin. Das junge Mädchen hatte schon früh einen großen Eifer für die Wissenschaften gezeigt. Und obwohl sie von Natur aus kränklich und schwach war, hielt sie doch mit ihrem Bruder im Lernen gleichen Schritt. Rektor Eckhard korrigierte die schriftlichen Arbeiten seines Schüblings und ließ es dabei an guten Ermahnungen nicht fehlen. Sechs Wochen, nachdem in Bologna Maria Bassi feierlich zum Doktor ernannt worden war, drang die Kunde davon auch in das kleine Quedlinburg. Und der brave Magister Eckhard, der gerade das Lateinheft seiner Schülerin zurücksenden wollte, legte einen Brief bei. in dem es heißt:

„Ich ersehe, daß Du, edelste Jungfrau, gleichermaßen das Lob solcher Gelehrsamkeit gewinnen und, wenn auch nicht in feierlicher akademischer, so doch in einer anderen Weise mit dem Doktortitel geschmückt werdest."

Außer dem Mentor Eckhard war auch der Vater um die geistige Entwicklung seiner Tochter besorgt. Er bewies ein schönes und für die damalige Zeit seltenes Verständnis für den Drang nach wissenschaftlicher Betätigung, den Dorothea Christine an den Tag legte. So führte er seine beiden Kinder sehr bald in die medizinischen Wissenschaften ein, die er selbst vertrat.

Als der junge Leporin die Stadtschule absolviert hatte, zog er als Student auf die Universität Halle. Seine Schwester aber mußte jetzt zum ersten Mal die bittere Erfahrung machen, daß ihrem Geschlechte der Zugang zu den Hochburgen der Wissenschaft stärker als mit festen Ketten und eisernen Riegeln versperrt war. Das junge Mädchen jedoch wollte und konnte nicht einsehen, warum ihr „Geschlecht zum Studium ungeeignet oder desselben unwürdig" sein solle. Und noch Jahre danach schreibt sie:

„O wenn es mir doch erlaubt gewesen wäre, so glücklich zu sein, daß auch ich in dem lieblichsten Musengarten, der emsigen Biene gleich, Honig hätte sammeln und in meine Zellen tragen können."

Nicht umsonst aber hatte sie durch ihre Erziehung die Selbstbescheidung und Arbeitsfreudigkeit des bürgerlichen Standes in sich aufgenommen. Statt sich in unfruchtbarem Selbstmitleid zu verzehren, wie tausende junger Mädchen und Frauen vor und nach ihr taten, will die kleine Arzttochter wenigstens die Chancen ausnützen, die das Leben ihr bietet. Und nun muß ihr der Vater alles in allem sein: Freund und Berater, Studiengenosse und Lehrer. Er muß seiner Dorothea die ganze Universität ersetzen.

Abend für Abend sitzen die beiden ungleichen Medizinstudenten über den dicken Kompendien der Anatomie, Physiologie, Therapie und Arzneikunde. Tagsüber aber besuchen sie die Kranken der Stadt und in den umgebenden Dörfern. Und die junge Leporin hat dabei allen Medizinstudenten das Wichtigste voraus: Aus eigner Anschauung lernt sie den kranken Menschen kennen und muß sofort am Krankenbett selber ihr Wissen verwerten. Aus lebendiger Anschauung und in praktischem Samariterdienst sammelt sie bald einen reichen Schatz medizinischer Erfahrungen und Kenntnisse, um den sie mancher approbierte Doktor beneiden kann. Ueberhaupt sieht die angehende Aerztin sehr bald, wie schwer es ist, wirklich ein guter Arzt zu sein. Der Patient sieht im Doktor eigentlich nur den Medizinmann, der möglichst rasch Schmerzen bannen soll. Deshalb verlangt der Kranke eine schnelle und schmerzlose Kur. So ist die Heilpraxis nur zuhepr darauf aus, durch Opiate die Krankheit zu unterdrücken, ohne sie doch eigentlich zu heilen. Der Kranke aber glaubt, er wäre gesund, und frißt und säuft wieder fröhlich drauf los. Der Doktor kann ihn ja zur gegebenen Zeit wieder von seinen „überflüssigen Säften" befreien. Dann müssen die Allerweltsheilmittel herhalten: Brechpulver, Aderlaß und Klistierspritze. So behandelt der Kranke eigentlich den Arzt, nicht umgekehrt. Und der Arzt muß leben und leben lassen, will er nicht seine Kundschaft an zauberkundige Schäfer und tüchtige Barbiere verlieren.

So lernt Dorothea Leporin sehr bald die heimlichen Nöte des ärztlichen Berufes kennen. Sie aber und ihr Vater machen es sich nicht leicht. Zwar halten die Leute das Mädchen nun erst recht für eine schlimme Kurpfuscherin, wenn sie den Vater vertreten muß. Bald aber darf sie dem alten Leporin Ehre machen: Die ersten Heilerfolge stellen sich ein, und die Leute gewinnen Vertrauen zu den Vorschriften der Leporinin. Und nun kann der Stadtarzt seine Tochter ruhig zu den Kranken schicken. Denn immer öfter muß er selbst das Bett hüten. Außerdem kann er jetzt endlich einige notwendige größere Reisen unternehmen. So scheint alles aufs Beste geordnet. Und doch bohrt sich ein Stachel immer tiefer und tiefer in die Seele des Mädchens: Niemals wird sie doch eine wirkliche, eine von Staats wegen anerkannte Aerztin sein und im Gerruch einer Kurpfuscherin stehen, wenn der Vater einmal nicht mehr ist. Niemals wird eine deutsche Universität sie zum Examen zulassen.

(Fortsetzung der Wochenchronik.)

In der Kammer **Frankreichs** hat eine bedeutsame Debatte über diese auswärtige Politik stattgefunden. Delbos antwortete auf die letzte und vorletzte Woche ergangenen Hilfeversprechen Edens an Frankreich und Belgien, daß auch Frankreich seinerseits mit seiner ganzen militärischen Macht einem angegriffenen England zu Hilfe kommen werde. Der hier klar zum Ausdruck kommende Wille zur gegenseitigen Unterstützung scheint in Berlin und Rom Eindruck gemacht zu haben, angesichts dieser starken Wand sei das Bestreben unverkennbar, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben. Andererseits war die Debatte nicht ohne Gefahr für die Regierung Blum. Die Kommunisten machten der Regierung die heftigsten Vorwürfe wegen ihrer Nichteinmischungspolitik in Spanien. Gegenüber der von Blum gestellten Vertrauensfrage warf der Kommunist Duclos der Regierung den Stimmenthaltungsbeschluß mit solcher Herausforderung hin, daß es dem Entzug des Vertrauens nahezu gleich kam. Die Volksfront hat damit seinen beträchtlichen Riß bekommen.

Bezüglich des Zustroms von **Freiwilligen** zum **spanischen Bürgerkrieg** haben die Russen im Nichteinmischungskomitee beantragt, die Nichteinmischungsverpflichtung auch auf die Entsendung von Freiwilligen auszudehnen. Der russische Schritt wird natürlich sehr begrüßt, noch aufatmender aber wird die Welt die Nachricht entgegennehmen, daß England und Frankreich zusammen Schritte unternehmen, um durch eine Vermittlungsaktion diesem furchtbaren Bürgerkrieg ein Ende zu machen.

---

und führende Frauenorganisationen gleichermaßen fördern, wird angegriffen. Es wird gesagt, „daß der Wert der Mutter und das Gelernte bei der Mutter später der Tochter zur einzig erhaltenden und zum Guten und Wertvollen bestimmenden Kraft wird". Man geht so weit, zu sagen: „Denn es ist so: was von der Mutter auf die Tochter übertragen wird, das lebt weiter und nur das (v. Red. gesperrt) lebt im Letzten in der Tochter als Lebenskraft auf."

Was sagen die Mütter, was die Töchter dazu? Zu einer so engen und einseitig festgelegten Bezogenheit zwischen Mutter und Tochter? Wer in Ehrerbietung und Liebe zu seiner Mutter steht, wen in größter Verantwortlichkeit das Wohl der Tochter bewegt, der wird die Enge solcher Anschauung ablehnen müssen. — Wohl möglich, daß es gar nicht ganz so gemeint ist, wir wissen dies nicht, wir lesen nur, was gedruckt vor uns liegt und geben uns nur deshalb so ausführlich mit diesem Gedruckten ab, weil uns gefährlich dünkt, daß in solcher Art, die Sentimentalität und Zeitkritik zusammenmischt, die uns wie der Verfasserin gleichermaßen wichtig dünkenden Probleme behandelt werden.

Daß dafür eingetreten wird, es möchte das Mädchen tüchtig im Hause werden, es möge in vermehrtem Maße wieder der Mutter ermöglicht werden, ihre Töchter selbst einzuführen in alle hauswirtschaftlich-mütterliche Aufgaben, das ist gute Absicht. Aber auch da wird das Pferd am Schwanze aufgezäumt. Nicht die Verdrängung der Frau vom Arbeitsmarkt schafft neue Grundlagen für das Familienleben. Denn die zirka 850,000 in der Schweiz vorhandenen Familien werden doch ohnehin zumeist von den Müttern, den Hausfrauen betreut. Oder glaubt die Verfasserin, daß mehr Familien, mehr Ehen zustandekommen werden durch den Ruf „Die Frau gehört ins Haus!"? Damit würde nur in den vorhandenen Familien Zustände geschaffen, wie sie noch zirka 1850—90 herrschten: Familien, in denen alternde Töchter bei besorgten Müttern sitzen, in denen unerwünschte Tanten als alte Jungfern ein Obdach suchen müssen, und Familien im Arbeiterstande, deren Töchter, könnten sie nicht Erwerbsarbeit tun, bitterer Not anheimfielen. Nein, so einfach liegt die Sache nicht!

Schließlich sei noch erwähnt, was im Hinblick auf die mütterlichen Kräfte, welche „durch die Inanspruchnahme im Leben und Haus erwachen", gesagt wird:

„Wir dürfen auch nicht verkennen daß wir noch in einer erfreulichen Breite mit einer guten Erbmasse rechnen können, die, als Generationensprung fruchtbar, viel Leere und Ausgehöhltheit unserer Zeit zu überbrücken und eine erweckte Jugend zugleich mit wachen Müttern doch noch für die Größe und rechte Erfassung der Ganzleistung hausmütterlicher Tätigkeit zu formen vermag. Aber der beste Erbtrom läuft einmal ab, wenn er nicht neue Kräfte zugeführt bekommt."

In unsern Spalten ist solche Ausdrucksweise ungewohnt, fremdes Gedankengut scheint zwischen den Zeilen hindurch sich bemerkbar zu machen. Da alles dies und noch viel mehr dazu als Artikel in einer vielgelesenen Zeitschrift zum Druck gelangte, können wir es nicht unbemerkt lassen. Auch die „Katholische Schweizerin", der Zeitschrift näher stehend als wir, nimmt Abstand von den Gedankengängen von Maria Croenlein in längern Ausführungen und bittet die Verfasserin „inskünftig in ihren Veröffentlichungen klarer zu unterscheiden. Formulierungen wie die geprägten und zitierten stiften Verwirrung... Es gilt das Chaos zu entwirren, nicht es zu vermehren!"

Wir schließen uns dieser Bitte durchaus an. Wir berkennen nicht die gute Absicht der Verfasserin, aber wir müssen es ablehnen, daß man die Frauenbewegung verantwortlich macht für die Wirtschaftskrise, ablehnen, daß die Bemühung der fortschrittlichen Frauen um Bildung, Bewegungsfreiheit und Tüchtigkeit ihres Geschlechtes gleichgestellt werden mit den Kräften, welche zur Zersetzung des Familienlebens beigetragen haben.

Der Kampf um eine bessere, gesundere Zukunft, um Frieden in Völkern und Erdteilen, der Kampf gegen zersetzende Mächte aller Art geht uns alle an, Männer wie Frauen. Er muß ohne Phrasen, in klarer Einsicht in politische und wirtschaftliche Zusammenhänge, aus warmem Herzen geführt werden. Was wir zu schützen haben an altem, zu fordern und zu bauen an neuem, das müssen wir klar erkennen, schlicht vertreten in Wort und Schrift und es zu gestalten suchen in und außer dem Hause.

E. B.

Das Jahrbuch der Schweizerfrau

Warum soll es gekauft und gelesen werden? Den Frauen, die in Vereinen arbeiten, den Lehrerinnen, Fürsorgerinnen und anderen öffentlich Tätigen kann die genaue und umfassende Liste aller Adressen der Internationalen, Schweizerischen und lokalen Frauenorganisationen große Dienste tun, es ist ein Nachschlagwerk, ein guter Diener.

Man lege es aber auch in die Hände von Männern und Frauen, auch von jungen Leuten, denen die Frauenfragen noch ferne liegen. Sie werden dann sehen, daß alles, was als Gedankengut der Frauenbewegung da zu lesen ist, eigentlich ein Stück Heimatkunde darstellt. Kampf und Forderung sind weniger sichtbar geworden, seitdem nicht mehr die frische und originelle Redaktionsarbeit von Elisabeth Thommen, der das Jahrbuch seine auch heute so ansprechende neue Form verdankt, die Prägung gibt.

Ruhig und zielsicher werden im vorliegenden Jahrbuch die Ziele der Frauenbewegung vertreten, sei es in den Gedankengängen „Ueber den Frieden" von Clara Nef, sei es im Frag- und Antwortspiel, das auf die Frage: „Was können wir Schweizerfrauen tun, um uns auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten das mühsam erworbene „Recht auf Arbeit" zu erhalten?" Zehn unserer führenden Frauen, „die es wissen müssen," geben aus allen Landesteilen ihre Ansicht kund. — Auch die Jugend kommt zum Wort und vom Schaffen der Künstlerinnen geben uns gute Reproduktionen bildhauerischer Werke, dazu Erläuterungen der Künstlerinnen, Einblick. (Ida Schaer-Krause, Hermana Stöwall-Morach, Marguerite Bastian-Duchosal, Margarita Wermuth, Eleonore v. Mülinen.)

Mancher Leser wird durch das Jahrbuch vielleicht ein erstes mal von großen Frauenwerken, vom Schaffen bedeutender Schweizerfrauen Kenntnis bekommen; auch in ausländische Verhältnisse führen Artikel und Bild, dies Jahr nach Indien und Frankreich. Wer ernsthaft weiter studieren will, sich „einschaffen" in unsere Gedankenwelt, dem bietet die „Chronik der Schweizer. Frauenbewegung" von A. Debrit-Vogel gute neueste Anhaltspunkte.

Wir wünschen dem Jahrbuch,* dessen Redaktion heute in den Händen von A. v. Arx liegt, dessen Gedeihen ein Anliegen des Bund Schweizerischer Frauenvereine ist — es wird in Verbindung mit dem B. S. F. herausgegeben — recht zahlreiche Leser. Das bunte Titelblatt, Entwurf der Genfer Künstlerin Karin b. Lieven, in der Zeichnung vorzüglich, etwas derb geworden in der Ausführung, zeigt Mann, Frau und Kind, das Sinnbild der Familie. Möge das Jahrbuch in vielen Schweizerfamilien Einlaß finden!

* Druck und Verlag K. J. Wyß Erben A.-G., Bern. Preis Fr. 1.80 (für Vereine als Wiederverkäufer Ermäßigung).

Wer macht mit?

Jede unserer Abonnentinnen, die uns

vor dem 31. Dezember

meldet, daß sie eine neue Leserin für ein **Jahresabonnement** gewonnen hat, erhält von uns auf Wunsch als Dank für ihre Mitarbeit das

Jahrbuch der Schweizerfrauen

geschenkt. Sie haben der neuen Anmeldung nur beizufügen: „Bitte um das Jahrbuch".

Unsere Administration sendet Ihnen das Buch am Tage, da das neue Abonnement einbezahlt wird

---

Die europäische Mission der Frau

I.

Im folgenden sind die Gedankengänge skizziert, die Graf Coudenhove-Kalergi, der Führer der Paneuropa-Bewegung in einem Vortrag gleichen Titels äußerte. Er hat sich an die Frauen gewandt, er hat, wenn auch von hoher Warte aus, etwas allzusehr vereinfacht, was zu tun und wie zu denken wäre, um zur Völkerverständigung zu kommen. Die darauf folgende Betrachtung geht nun den angegeben Gedankengängen nach, die Frage von einer andern Warte aus beleuchtend, ohne sie zu erschöpfen. Red.

E. N. Die Frau hat ein großes Interesse an der Gestaltung der Politik, muß sie doch immer wieder erleben, daß ihre Söhne, die sie groß gezogen, im Dienste staatlicher Machtgelüste hingerafft werden. Wenn die Politik auch nicht immer angenehm ist, so ist es doch Pflicht jedes Einzelnen, Mann und Frau, ihre Kräfte einzusetzen für die Zukunft ihres Landes, für die Verhütung eines neuen Krieges. Um die politischen Grundprobleme zu erkennen, bedarf es keiner besonderen Vorbildung, es bedarf nur guten Willens, gesunden Menschenverstandes und offenen Blickes, um zu erkennen, daß das heutige Wettrüsten in Europa einem neuen Kriege entgegentreibt, wenn dies nicht durch einen starken gegenseitigen Friedenswillen verhindert werden kann. Wir sind der Politik gegenüber nicht so machtlos, wie viele Frauen immer wieder argumentieren, auch ohne politische Rechte haben wir eine große Aufgabe.

Die Quelle aller Politik, ohne welche auch die äußere, sichtbare Machtpolitik (Diktatur) nicht dauernd lebensfähig ist, ist die öffentliche Meinung. Diese ist Ausdruck eines ganzen Heeres Einzelner, Männer und Frauen. Jeder hat Anteil an der Bildung der öffentlichen Meinung. Und gerade hier bieten sich der Frau besondere Möglichkeiten, ist sie es doch, die den Kindern, der neuen Generation, die Grundanschauungen vermittelt, den Friedenswillen wecken kann. Mann und Frau sind von der Natur bestimmt, einander zu ergänzen; die Frauenemanzipation strebt daher nicht Gleichartigkeit, sondern Gleichstellung an. Weder reines Matriarchat noch Patriarchat können sich auf die Dauer halten; dies bestätigen die heutigen wirren Zustände, denn auch da, wo der Frau die politischen Rechte eingeräumt wurden, hat der Mann seine privilegierte Stellung nicht aufgeben wollen. Die männliche Diktatur soll nicht durch eine weibliche abgelöst werden, sondern durch einen Ausgleich, der alle Kräfte in den Dienst Europas stellt. — Basis des männlichen Wesens ist die kriegerische Moral, ist Machtstreben, Eroberungswille, während das Wesen der Frau mütterlich ist. Der männliche Kampfgeist zerstört Leben, die Frau schenkt Leben. „Nach Freiheit strebt der Mann, die Frau nach Sitte." Pazifismus ist der Ausdruck weiblicher Wesensart. Die Frau ist von Natur Pazifistin, während es der Mann nur aus Ueberlegung sein kann. Europa ist heute erfüllt vom männlichen Kampfgeist; mehr denn je tut es not, daß Mütterlichkeit, Menschlichkeit die Politik durchdringen. Nur in einer Harmonie aller Kräfte kann Europa zur Ruhe kommen und neue Energien sammeln.

Wirtschaftlich wäre Europa heute in der Lage, alle seine Bewohner genügend zu ernähren, allen gesunde Wohnungen zu bieten, statt dessen herrscht Not und Arbeitslosigkeit, als Folge gegenseitiger Abschließung zwischen den Ländern, zwischen Produktion und Konsumation. Die heutige Not ist nicht eine Folge des Mangels, sondern des Ueberflusses, denn bis jetzt war die Steigerung der Produktion das Hauptziel der Politik. Unter diesen Zuständen hat die Hausfrau am meisten zu leiden und damit auch das größte Interesse an einem Ausgleich der wirtschaftlichen Verhältnisse. Diesen Ausgleich sucht die Paneuropa-Bewegung zu verwirklichen, durch Schaffung einer europäischen Zollunion. Aus der Erkenntnis heraus, daß nur ein friedlicher Zusammenschluß aller beteiligten Staaten den europäischen Frieden gewährleistet, setzt sie sich ein für einen europäischen Staatenbund.

(Schluß folgt.)

Den Turnerinnen ein herzliches Willkommen!

Am 29. November, an der Abgeordnetenversammlung in Biel, hat der Schweizerische Frauenturnverband seinen Beitritt zum Bund Schweizer. Frauenvereine erklärt. Der gewandte und sympathische Präsident, Herr F. Vögeli von Langnau, bezeichnete das Traktandum, das sich mit dieser Angelegenheit befaßte, als das interessanteste der ganzen Tagung. Einstimmig war der Antrag vom Zentralvorstand gestellt worden, einstimmig wurde er von der Delegiertenversammlung genehmigt. Aber eine sehr gründliche Vorbereitung war vorangegangen. Man hatte sich, wie aus dem Votum von Fräulein Vetterli hervorging, den „Bund," seine Statuten, seine Zusammensetzung, seine bisherigen Leistungen genau angesehen, eine Delegierte hatte wachen Auges und Ohres unsere Jahresversammlung in Chur mitgemacht, unser Jahrbuch gelesen, nach lebendigen Beziehungen zwischen ihrem Verband und unserem Bunde gesucht — und diese auch gefunden.

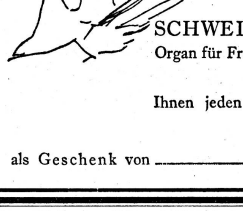
Wir finden sie, von der andern Seite her, ebenso augenfällig, wenn wir uns den Schweiz. Frauenturnverband etwas mehr ansehen. Die vor zwei Jahren erschienene Jubiläumsschrift bietet dazu beste Gelegenheit. Was uns die bekannte Vorkämpferin für Frauenturnen, Susanna Arbenz, in der Vorgeschichte erzählt, ist

ein Stück Frauenbewegung.

In den Neunzigerjahren, als die ersten „Damenturngesellschaften" gegründet wurden, brauchte es wohl ebenso viel Mut, sich zu der Mitgliedschaft zu bekennen, wie bei irgend einem fortschrittlichen Frauenverein. Hohn und Spott und Verdächtigungen verschiedenster Art muß-

Wer den **Wunsch** hat, ein Abonnement zu **verschenken,** erhält diese **Karte** (in Postkartengröße auf gutem Karton) kostenlos zugesandt.

Verlangen Sie recht viele Karten bei der Administration des Blattes in Winterthur.



Diese Karte meldet:

Ein Jahr lang wird das

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Ihnen jeden Samstag per Post zugeschickt

als Geschenk von _____

Da stirbt 1740 der alte Preußenkönig, Friedrich Wilhelm I. Mit Friedrich II. bricht die Aera des aufgeklärten Absolutismus an. Alle Welt schaut erwartungsvoll auf den Schüler Voltaires. Und der junge König enttäuscht die Hoffnungen nicht, die man auf ihn gesetzt hat. Kaum hat er den Thron bestiegen, so ruft er den Philosophen der Aufklärung, Christian Wolff, auf seinen Lehrstuhl nach Halle zurück, von dem ihn der alte Friedrich Wilhelm schimpflich vertrieben hatte. Ganz in der Art des Vaters aber läßt sich der neue Herrscher in den einzelnen Landesteilen ohne jedweden Prunk huldigen. So kommen seine Gesandten auch nach Quedlinburg und nehmen von Rat und Bürgermeister den Huldigungseid entgegen. Dabei hören sie erstaunliche Dinge über die „geschickte Leporinin". Sie suchen die Arzttochter auf und finden bestätigt, was man ihnen berichtet hat. Die bescheidene und doch sichere Art, mit der das Mädchen ihnen Rede und Antwort steht, macht Eindruck auf die Männer des neuen Königs. Und sie versprechen ihr, bei Friedrich Fürsprache einzulegen, damit Dorothea Christine zur Doktorprüfung an der Universität Halle zugelassen werde.

Und wirklich: Mitten aus dem Feldlager des ersten schlesischen Krieges geht ein königliches Handschreiben am 24. April 1741 an Mademoiselle Leporin ab, in dem der Sieger von Mollwitz dem kleinen Mädchen in Quedlinburg persönlichen Schutz und Förderung zusagt. Jetzt ist der Weg endlich frei. Und sogleich schreibt Dorothea Christine unter Berufung auf den Brief des Königs ihr Gesuch an die Hallenser Universität. Zum ersten Mal tritt der unerhörte Fall ein, daß eine Frau es wagt, an eine gratiosa facultas medica des heiligen römischen Reiches deutscher Nation das Ansinnen zu stellen, man möge sie zum Examen zulassen. Und die Herren Professoren sind in keiner geringen Verlegenheit: Bologna ist schließlich nicht Halle. Die deutsche Frau hat in der Wissenschaft nichts zu suchen.

Ehe aber noch die Fakultät einen Entscheid fällt, wendet sich ganz plötzlich das Lebensschifflein des Mädchens. Mancherlei kommt zusammen, bevor das Gesuch um Promotion zurückgezogen wird: Der Vater ist auf den Tod krank. Was soll werden, wenn er sich nicht mehr um seine Tochter kümmern kann? Und dann ist da in Quedlinburg ein junger Wärter an der Nikolaikirche angestellt worden, in den sich Fräulein Leporin Hals über Kopf verliebt hat. So wird sie ihrer Schutzgöttin Pallas Athene schnell untreu. Die Frau in ihr ist mächtiger als die streitbare Jüngerin des Aeskulap. Friedrich der Große aber ist mit einem Schlag in die große Weltpolitik eingetreten. Auf den Schlachtfeldern von Glogau und Mollwitz hat das große Spiel seines Lebens überhaupt erst angefangen. Ganz Europa beginnt, sich daran zu beteiligen. Und Friedrich Wilhelms Krone ist dabei als Pfand gesetzt worden. Wie soll sich der junge König da um ein kleines Mädchen bekümmern, das nichts weiter als einen Doktorhut erobern will? So läuft denn das Lebensschifflein der Dorothea Christine Leporin getrost in den Hafen der Ehe ein. Das Gesuch an die Universität in Halle wird zurückgezogen. Und die Herren Professoren atmen auf.

Bevor aber die künftige Frau Pfarrer Erxleben ihr neues Reich in Küche und Speicher, Kinderstube und Hausgarten in Besitz nimmt, will sie einen Schlußstrich unter die hohe Summe enttäuschter Hoffnungen und vereitelter Wünsche setzen. War ihr der Zugang zum „lieblichsten Musengarten" der Universität verschlossen und verwehrt geblieben, so sollten an das Tor streitbare Thesen angeschlagen werden, die zugleich anklagen und fordern. „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten, darin deren Unerheblichkeit gezeiget, und wie nötig und nützlich es sei, daß dieses Geschlecht der Gelahrtheit sich befleiße, umständlich dargelegt wird", so hieß die kleine Schrift, die 1742 in Berlin erschien. Noch auf seinem letzten Krankenbett hatte der alte Dr. Leporin eine Vorrede für das Streitbüchlein seiner Tochter geschrieben. Und doch: die wichtigsten Dinge stehen in diesem Opus nicht. Von der heimlichen Qual ist nichts zu lesen, die Dorothea Christine in all den Jahren durchmachen mußte, da sie einem Diebe gleich in den Garten der Wissenschaft eingebrochen ist. Nichts steht in diesem libellum von den vielen Blütenträumen der Hoffnung, die wieder und wieder in nichts zerronnen sind. So oft ist dieses Arcanum für die alt und krank gewordene Zeit von ihr filtriert und destilliert worden, daß schließlich ein helles und scharfes Tränklein draus wurde, das jeder persönlichen Würze bar, bitter schmeckt. Aber diese Schrift der Jungfer Leporin kommt doch einem Bedürfnis der Zeit entgegen. Trotzdem der große österreichische Erbfolgekrieg alle Welt in Spannung hält, trotzdem das Geld immer knapper wird und auf der Leipziger Messe mehr „Krebse" als gangbare Bücher liegen, verkaufen die Buchhändler das kleine Werk. Und als Maria Theresia endlich den kostspieligen Krieg aufgibt, muß Madame Erxleben auf eine zweite und vermehrte Auflage ihrer „Gründlichen Untersuchungen" bedacht sein.

„Liberos et libros" aber, Kinder und Bücher, hat die kleine Pfarrersfrau von Quedlinburg der Welt geschenkt, wie später der Dekan der medizinischen Fakultät in Halle, Dr. Johannes Juncker, rühmend hervorhebt. Vier Kinder wurden geboren. Die beiden Söhne, die dem gelehrten Ehestande entsprossen sind, wurden sogar wohlachtbare und hochangesehene Männer ihrer Zeit: Der Naturforscher Johann Christian Polykarp Erxleben und sein Bruder, der Doktor juris utriusque Johann Heinrich Christian. Sie und die wohlgeschaffenen Pfarrerstöchter waren ein lebendiger Beweis dafür, in wie guten Händen Kinderstube und Erziehung bei der gelehrten Mutter gewesen sind. Bei allen Mühen, die ihr der Ehestand auferlegte, brachte doch Frau Erxleben Zeit und Kraft auf, ihre Wissenschaft weiterzupflegen und alle Errungenschaften der Medizin eifrig zu verfolgen. Wieder war es das Leben selber das sie dazu trieb. Denn Dorothea Christine mußte ihrem kränklichen Eheherrn zugleich Frau und Aerztin sein. So war es denn kein Wunder, daß schließlich der Plan von neuem reifte, noch einmal den Versuch zu unternehmen, in Halle zur Promotion zugelassen zu werden. Die Kinder waren über die ersten schwierigen Jahre glücklich hinweggebracht worden. Und Frau Erxleben kann sich zum Examen vorbereiten.

Wieder wandte sie sich an Friedrich den Großen, der damals gerade die Wunden geheilt hatte, welche die beiden schlesischen Kriege seinem Lande geschlagen hatten. Und „der erste Diener seines Staates" erinnerte sich inmitten seiner großzügigen Friedensarbeiten von neuem der Quedlinburger Arzttochter. Er ließ zum zweiten Mal ein gnädiges Handschreiben zukommen und befahl zugleich der Universität seinen Schützling zum Examen zuzulassen. So waren denn diesmal die ersten Widerstände sofort gebrochen. Und Dekan Juncker hatte die Aufgabe, die Dissertation der ersten deutschen Doktorin zu begutachten.

ten sich die Turnerinnen gefallen lassen. Eine Zeitung aus dem Zürcherland gab ihre Entrüstung Ausdruck unter der Spitzmarke „Eseleien der städtischen Weibervölker".

Wir sind mit der Verfasserin einverstanden, wenn sie betont, daß sich die Frauenturnbewegung um die allgemeine Frauenbewegung große Verdienste erworben habe. Wie die ersten Feministinnen, so waren auch die ersten Turnerinnen in Gefahr, ins Fahrwasser der Männer zu geraten. Frauenturnen war eine zeitlang „verwässertes Männerturnen". Heute aber hat die Frau auch dort ihren Weg gefunden, ist sich der Verantwortung, die ihre Eigenart ihr auferlegt, voll und ganz bewußt geworden. Heute bietet das Turnen schönste Entwicklungsmöglichkeiten für Körper, Seele und Geist, heute schwingen alle Lebenskräfte mit. Darum auch die Zurückhaltung dem öffentlichen Auftreten gegenüber, die schroffe, kompromißlose Ablehnung aller Wettkämpfe und Meisterschaften.

Nach seiner Gründung im Jahre 1908 hat der Verband ein Wachstumstempo angeschlagen, mit dem wohl kein anderer Frauenverein sich messen kann. Er zählt heute 648 Sektionen mit 30,914 Mitgliedern.

Und, was fast noch mehr erstaunt: alle Kantone sind vertreten, seitdem auch Uri (1927), Schwyz (1931) und Unterwalden (1932) mittun.

Seit dem 23. September 1928, der unvergeßlichen Turnerinnenlandsgemeinde an der Saffa, sind die Verbindungen zwischen dem schweizerischen Frauenturnverband und unserem Bunde eingeleitet. Daß am 29. November 1936 die letzten Schranken gefallen sind, ist allen, die dem Bunde angehören, eine ganz große Freude. Wir begrüßen den Zustrom von so viel junger, frischer Kraft. Wir bringen den Turnerinnen das fördernde Interesse entgegen, das ihre starke, gesunde Bewegung verdient. Wir hoffen, daß sie bei uns finden werden, was sie suchen: Zusammenarbeit mit gleich- und auch mit andersgesinnten Frauen zum Heile aller.

H. St.

Freigabe und Verbot der Abtreibung in Sowjetrußland

Seit Jahren war uns bekannt, daß in Rußland die Abtreibung, falls der Eingriff durch einen Arzt gemacht würde, frei, d. h. straflos, war. Eine Abänderung der Verfassung hat diese Freiheit vor kurzem für ganz Sowjetrußland wieder aufgehoben. Was hat zur Aenderung geführt? Uns Schweizerinnen bewegen diese Fragen sehr, hat doch seit Jahren und bis vor kurzem bei den Vorarbeiten zum Eidg Strafgesetz gerade die Formulierung von Art. 107 betreffend Strafbarkeit der Abtreibung viel zu reden, zu denken und zu kämpfen gegeben. Wir haben die Straffreiheit nie gutgeheißen, doch waren wir gespannt auf deren Auswirkung in Rußland. Eine Aerztin, gebürtige Russin, seit Jahrzehnten durch Heirat Schweizerin und in der Schweiz lebend, erzählt uns im folgenden ihre Beobachtungen nach einer Rußlandreise. Unsere Leser werden verstehen, daß es sich in keiner Weise um eine Propaganda für Rußland handelt — es wird ja gerade gezeigt, daß ein allzu weitgehendes Gesetz wieder abgeändert und den unsrigen angeglichen werden mußte. Uns ist maßgebend, eine so eminente Frauenfrage, wie die vorliegende, von Grund auf zu durchdenken, und dafür ist das Wissen um die Erfahrung in Rußland wertvoll. Red.

Nachdem so manche Jahre jede Frau in Rußland das Recht besaß, die unerwünschte Schwangerschaft durch einen Arzt im Spital unterbrechen zu lassen, erschien im Sommer ein Gesetz mit dem strikten Verbot des Abortes nach sog. sozialen Indikationen. Erlaubt blieb nur — wie bei uns und im übrigen Europa — die Abtreibung nach medizinischen Indikationen: Gefahr für die Gesundheit oder das Leben der Mutter oder Vorliegen schwerer erblicher Krankheiten der Eltern.

Die Kenntnis der russischen Sprache und meine Beziehungen zu Menschen aus verschiedenen Kreisen gaben mir die Möglichkeit, manches nicht nur oberflächlich kennen zu lernen. Meine Fragen wurden meistens willig und ausführlich beantwortet.

Eine von der Organisation „Intourist" veranstaltete Exkursion führt uns in das Museum und in die Beratungsstelle zum Schutz der Mutterschaft und des Kindes. Wir werden in einen großen Autobus gesetzt. Die Reise geht nur kurze Zeit auf asphaltierten Straßen, dann werden wir plötzlich auf unseren Sitzen in die Höhe geworfen und wackeln eine zeitlang auf Straßen mit großen Unebenheiten. Das Museum, nicht besonders ansehnlich von außen, ist im Innern sehr gut eingerichtet: große luftige Räume, daneben kleinere Zimmer für in sich geschlossene Ausstellungen (z. B. die „Kinderecken" in den Wohnungen, die Pflege des Säuglings u. a. m.). Das Anschauungsmaterial ist sehr reichhaltig: Bilder, Tabellen, Transparente, Modelle, Gegenstände — alles in tadelloser Ausführung und vor allem nicht langweilig, auch für Laien nicht.

Ich sondere mich von der großen Gruppe ab, die den Erklärungen der englisch sprechenden Leiterin zuhört, und untersuche auf eigene Faust das Material, das mit gut verfaßten Inschriften versehen ist. Große Tabellen stellen die physiologischen Vorgänge im Frauenkörper dar: Menstruation, Befruchtung, Schwangerschaft. Auf einmal eine große Inschrift: „Die künstliche Frühgeburt schädigt die Frau." Ich höre, wie ein russisch sprechender Exkursant sich an eine Angestellte des Museums wendet: „Ich war hier vor zwei Jahren; damals bekam ich zu hören, daß eine Schwangerschaftsunterbrechung von Aerztehand im Spital ausgeführt, so gut wie keine Gefahr für die Frau in sich birgt. Und nun diese kategorische Behauptung." — „Ja, bekommt er zur Antwort, „bei sachgemäßer Ausführung bringt der Eingriff unmittelbar keine Lebensgefahr für die Frau mit sich. Aber auch vor zwei Jahren betonten wir, daß er auf alle Fälle den Organismus der Frau schädigt. Ich kann Ihnen das alte Material zeigen — setzt sind diele Tabellen hier neu —, Sie werden darin diese Meinung vielfach vertreten finden."

— „Warum gab man denn im Jahre 1920 die Abtreibung frei?" frage ich die Angestellte.

— „Viele Frauen hatten damals keine Möglichkeit, Kinder auf die Welt zu bringen. Sie standen in der strengen Aufbauarbeit, wir hatten noch ungenügende Hilfseinrichtungen, die materielle Lage war dürftig. In ihrer Not griffen sie zu jeder noch so unvollkommenen und gefährlichen Hilfe. Durch die Freigabe des Abortes wollten wir den großen Schaden des unsachgemäßen Eingriffes paralysieren, der den Frauen so oft Krankheit und Tod brachte."

— „Welche Einsicht hat aber jetzt das Dekretieren des neuen Gesetzes veranlaßt?"

— „Vor allem haben sich jetzt die Lebensbedingungen merklich gebessert, und jedes Jahr wird noch neue Erleichterungen und Bequemlichkeiten bringen."

Diese Worte sind das Leitmotiv, das man in allen Varianten in der Sowjetunion zu hören bekommt.

— „Außerdem," fährt die Angestellte fort, „hat uns das mehrjährige Experiment den Schaden, auch der legalen Abtreibungen, sehr deutlich vor die Augen geführt: es bewies, daß namentlich die wiederholte Schwangerschaftsunterbrechung die Gesundheit der Frau nicht selten untergräbt und Sterilität als Folge hat. Die Freigabe hatte zur Folge, daß junge Menschen in ihrem sexuellen Leben sich wenig Zwang anlegten und daß nicht selten Frauen, die mit keiner großen Kinderschar belastet waren, sich in kleinen Intervallen zur Ausführung des Abortes einstellten. — Auch hat es sich zudem gezeigt, daß die Zahl der heimlichen Abtreibungen, die für die Frauen ungünstig verliefen, so daß sie doch in das Spital eingeliefert werden mußten, durch die Freigabe wenig beeinflußt wurde."

(Schluß folgt.)

Basler Webstube
Möbelstoffe nach Ihrem Entwurf
Wandbespannungen P 6784 Q
BASEL, MISSIONSSTRASSE 47

Basel * Hotel Baslerhof
Christl. Hospiz, Aeschenvorstadt 55
Das gut geführte Familienhotel Nähe Zentralbahnhof und Parkanlagen. — Zimmer von Fr. 4.50 bis 6.—, mit Privat-Badezimmer von Fr. 7.— bis 8.—. Alkoholfreie Restauration. Tea Room. Eigene Konditorei. Tel. 21.507
P 1489-1 Q

Josepha Kraigher-Porges.

E. N. Viele kennen Frau Kraigher-Porges aus ihren Büchern, den „Lebenserinnerungen einer alten Frau; manche wissen, daß sie, über achtzigjährig, in bescheidenen Verhältnissen in Krems in Oesterreich lebt; wenigen aber nur ist bekannt, daß sie sich jedes Jahr einige Wochen als Gast in unserm Lande aufhält. „Das älteste Ferienkind der Schweiz" nennt sie sich mit einem feinen Lächeln, in welchem Humor und Dankbarkeit gepaart sind, denn gute Freunde ermöglichen ihr jeweilen diesen Ferienaufenthalt.

Ihr Kommen bedeutet für alle, die darum wissen, freudige Erwartung, und ihre Anwesenheit schafft einen beglückenden Mittelpunkt. Besuche kommen und gehen in der Pension von Fräulein Ißler an der Seestraße, wo Frau Kraigher seit einigen Jahren absteigt. Dort habe ich sie kennen gelernt, als „guten Geist des Hauses", wie Fräulein Ißler sie nennt, prächtig hineinpassend in das hübsche alte Haus mit dem großen Garten und das warme gemütliche Milieu. Dort freue ich mich, sie jedes Jahr wieder zu sehen.

Trotz der hohen Jahre hat sich Frau Kraigher eine köstliche Frische bewahrt, welche in einem reichen Schatz von Erinnerungen, aber auch in lebhafter, oft leidenschaftlicher Teilnahme am Geschehen der Gegenwart zum Ausdruck kommt. Begeisterung für das Gute und Edle und warmes Interesse für religiöse Fragen leben in ihr. Die Hauptzüge ihres Charakters aber sind: Herzensgüte, Opferwille und Hingabe für andere: und sie nennt ihr Leben deshalb so reich, weil sie viel fremdes Leid mittragen dürfe. Groß ist ihre Achtung vor dem Erleben, vor Schmerz und Freude ihrer Mitmenschen, und das beruht letzten Endes darauf, daß alles Leben: Mensch, Tier und stumme Natur, ihr heilig sind. — Wer mit Frau Kraigher zusammenkommt, fühlt sich von ihrer großen, warm strömenden Güte eigenartig berührt und ahnt die seelischen Werte dieser feinen Frau.

Möge die Begegnung mit ihr noch vielen zum Erlebnis werden; möge sie noch lange „unser ältestes Ferienkind" bleiben. —

Eine Mitarbeiterin hat uns diesen kleinen Artikel gesandt. Wir benutzen gerne die Gelegenheit, um auf die wertvollen Bücher von Josepha Kraigher-Porges hinzuweisen: „Lebenserinnerungen einer alten Frau", Buch der Kindheit (Franken 5.35), „Kreuzwege des Lebens" (Franken 5.35); „Sagen und Märchen" (Fr 9.55). Sämtliche Bücher sind erschienen im Grethlein-Verlag, Zürich.

Was sagt die Leserin?

Aus dem Kreise der Leserinnen werden wir auf ein weiteres Buch über Isabella v. Spanien aufmerksam gemacht. Es stehen sich in den Verfassern offenbar zwei von ganz verschiedenen Voraussetzungen her Forschende gegenüber. Wir möchten uns dem Wunsche der Einsenderin anschließen, daß, wer sich ein geschichtlich treues Bild über die umstrittene Persönlichkeit Isabellas bilden möchte, beide Werke lese. Wir müssen im übrigen Berufenen überlassen, zu beurteilen, wie weit in den Büchern objektiv gehaltene Geschichtsschreibung vorliegt.

Man schreibt uns:

Sehr geehrte Redaktion,

Ihr Leitartikel in Nr. 45, der, in Besprechung eines neu erschienenen Buches, Isabella von Kastilien als Begründerin der Weltmacht Spanien und als „Königin der Volkswirtschaft" gewidmet ist, veranlaßt mich, um der historischen Gerechtigkeit willen, Sie auf ein anderes, soeben 1936 bei Allert de Lange, Amsterdam erschienenes Buch hinzuweisen: Ferdinand und Isabella, von Hermann Kesten. Dieses Buch vermittelt uns ein wesentlich anderes Bild von Isabella, wie nachstehende Sätze es belegen mögen:

„Durch ihre verfehlten Weidegesetze produzierte Isabella eine Serie von Hungersnöten, wie sie zuvor in Spanien unbekannt waren. Der Getreidemangel war ein Merkmal ihrer frommen Regierung. Die fruchtbarsten Gegenden Europas, das alte Mohrenreich von Granada, wurde unter ihrem Einfluß zur Sandwüste. — Isabella verband geringe Kenntnisse und finstere Grundsätze mit jenem entschlossenen Willen zur Erneuerung und zum Umsturz, den Diktatoren mit Revolutionären teilen. Sie gab Gesetze und verwarf sie durch neue Gesetze und stieß diese wieder durch andere Verordnungen um. Jede königliche Dummheit ward Gesetz.

Isabella eiferte gegen den Luxus ihrer Untertanen und ruinierte den Ackerbau und die Bauern durch die Mesta und die Majoratsgesetze. Sie verbot die Ausfuhr der edlen Metalle. Da Metalle den Haupteexporthandel Spaniens bildeten und der Goldreichtum durch die Ausbeutung der Eingeborenen in den Bergwerken Amerikas unermeßlich stieg, entstand durch das Ausfuhrverbot eine ungeheure Preissteigerung aller Waren, und das Land verarmte.

Nachdem sie eine Million Juden und getaufter spanischer Juden verbrannt, vertrieben und ruiniert hatte, nachdem sie 2—3 Millionen spanischer Mauren vernichtet und ausgetrieben hatte, munterte sie durch neue Gesetze Fremde zur Ansiedlung in Spanien auf. Spanien wurde bald von fremden Kaufleuten so ausgebeutet, wie es begann, seine Kolonien auszubeuten."

Das Buch von Kesten, der es verstanden hat, das reiche geschichtliche Material in die Form eines fesselnden, in seinen Problemen höchst aktuell berührenden Romans umzugießen, ohne dabei seinen Quellen und der historischen Wahrheit Gewalt anzutun, darf einem weiteren Kreise angelegentlich zur Lektüre empfohlen werden.

F. G.

Ein Aufruf

Unter dem Titel: „Frauen, wehrt euch gegen die sittenlose Reklame!" hat der Schweizer. Katholische Frauenbund, unterstützt vom Bund Schweizerischer Frauenvereine, den folgenden Aufruf zur Veröffentlichung an die Presse gesandt:

„In den Tageszeitungen und Unterhaltungsblättern, an den Plakatwänden, in den Schaufenstern begegnet man immer wieder Inseraten und Ausstellungen, welche das Bild der Frau in einer entwürdigenden Weise zu Reklamezwecken benützen.

Ob es sich um die Reklame für Strümpfe, Schuhe, Schlittschuhe, Unterwäsche, Pullover, für Zahnpasta, Haarpflege, oder was immer es sein mag, handelt, es muß leider vielfach irgendwie auf Kosten des Anstandes, auf Kosten der Sitte, auf Kosten der Frauenwürde geschehen. Für viele Reklamezeichner scheint dies in der Tat eine Gelegenheit zu sein, den Mangel an originellen Ideen durch sittenlose Banalität zu ersetzen. Die Fabrikanten und Grossisten sollen aber nicht glauben, daß ihre Ware erst dann zügig sei, wenn sie vorher die seriöse Käuferschaft durch eine unseriöse Reklame beleidigt hat. Das Inserat, das Reklamebild, das Schaufenster ist die Visitenkarte des Verkäufers.

Frauen, ihr seid die Käuferinnen!

Kauft keinen Artikel, der durch anstößige Inserate empfohlen wird.

Kauft keinen Artikel, dessen Fabrikmarke die Frauenwürde verletzt.

Kauft keinen Artikel, dessen schamlose Plakate den vorübergehenden Kindern und Jugendlichen Anstoß geben könnte.

Kauft in keinem Geschäft, dessen Schaufensterauslage durch ungeziemende Reklamebilder das Ehrgefühl jedes anständigen Menschen beleidigt.

Schweizerfrauen und Töchter, boykottiert die sittenlose Reklame!"

Von Kursen und Tagungen

Kurs über
aktuelle Wirtschaftsfragen.
veranstaltet von der Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel, ab 11. Januar 1937, vier Vorträge 20 Uhr, Pfluggasse 2, Frauen-Union:

Programm:

Montag, 11. Januar 1937: Abwertung und Preisbildung.
Referent: Dr. R. Jaquet, Direktor der Schweizer. Schleppschiffahrtsgenossenschaft.

18. Januar: Was bestimmt die Preise von Milch, Butter, Brot und Fleisch?
Referent: Dr. A. Schär, Verwaltungsbeamter des ACV.

1. Februar: Wie ist das Defizit der Alkoholverwaltung entstanden, und wie kann es künftig vermieden werden?
Referent: Prof. Dr. A. Hartmann, Lehrer an der Kantonsschule in Aarau.

8. Februar: Die Heimarbeit in der Schweiz. Probleme und Schutzmaßnahmen.
Referentin: Dr. Lydia Hollenweger, Sekretärin des Gewerbeinspektorats.

Eintrittsgebühr für den ganzen Kurs Fr. 2.—, einzelne Stunden Fr. 1.—. Anmeldungen sind zu richten bis 15. Dezember, an G. Gerhard, Peter Rotstr. 49. Gleichzeitig ist die Eintrittsgebühr auf Postscheck V 2258 einzuzahlen. Die Postscheckquittung gilt als Eintrittsausweis.

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Hausfrauenverein, 15. Dezember, 20 Uhr, im Rest. Zoologischer Garten (Eingang Bachlettenstraße). Feier für das 10jährige Bestehen des Vereins.

Sie trägt den Titel: „De quod nimis cito ac jucunde curare saepius fiat causa minus tutae curationis" (= Darüber, daß ein Heilverfahren, wenn es zu rasch und angenehm ist, des öfteren dazu führt, daß die Heilung weniger sicher ist). Die Verfasserin geht in ihrer Arbeit, wie Juncker in seinem Programm hervorhebt, von der „goldenen Mittelstraße" aus, indem sie davor warnt, daß man sich nicht allzusehr auf die Schulweisheit und Theorien verlassen solle. Nicht sosehr die Krankheit, als vielmehr der kranke Mensch müsse behandelt werden. Nur so könne eine sichere Heilung erfolgen, auch wenn die Kur dadurch schmerzlicher und langwieriger werde. Und so versucht denn die vorsichtige Aerztin aus ihrer Praxis heraus den Erweis zu bringen, wie man den berühmten Asklepiadeneid zu verstehen habe, daß nämlich eine Heilung „cito, tuto et jucunde" (schnell, sicher und angenehm) sei.

Eigentlich hat die Dissertation die Wissenschaft um nichts bereichert. Und gewiß war Dorothea Christine Erxleben kein „monarcha" der Medizin. Dennoch ist der Mut zu bewundern, mit dem hier ebenso vor einer zu theoretischen Behandlungsweise wie vor der bloßen Empirie gewarnt wird, wodurch die Krankheit oft genug nur oberflächlich gebrochen werde, um im Verborgenen weiterzuschleichen. Und so erweist sich denn die Kandidatin im mündlichen Examen durchaus als eine Frau, die ihre „Paragraphos wohl einstudiert" hat. Der Dekan ist sogar so begeistert über die ruhige und bei aller Zurückhaltung doch ganz sichere Art, mit der sie Rede und Antwort steht, daß er glaubt, eine Frauengestalt der Antike vor sich zu haben. Er bezeichnet sie als eine der heroischen Latinerinnen des alten Rom und meldet Friedrich dem Großen sogleich von dem glänzend bestandenen Examen.

Eigentlich müßte sofort die Promotion vorgenommen werden. Noch einmal aber flackert der Widerstand auf. Die Mehrzahl der Professoren verschanzt sich hinter die kaiserlichen Privilegien, die für das gesamte römische Reich gelten und die Frauen vom Hochschulstudium ausschließen. Wieder einmal durchhaut auch hier der große Preußenkönig den gordischen Knoten der Tradition. Er befiehlt ganz einfach, die feierliche Doktorpromotion habe stattzufinden. Am 12. Juni 1754 ist die Aula der Hallenser Universität bis auf den letzten Platz gefüllt, als der „matrona medica scientia et experientia eximie ornata" der Doktorhut verliehen wird. Und so geht der Wunsch des toten Rektor Eckhard nach dreiundzwanzig Jahren doch noch in Erfüllung.

Der Mode der Zeit entsprechend wird Frau Dr. Dorothea Christine Erxleben als große Berühmtheit in vielen Lobgedichten lateinischer und deutscher Sprache besungen. Sie selbst aber begnügt sich mit dem Erreichten. Jetzt endlich kann sie als staatlich approbierte Aerztin ihren Beruf ausüben. In Quedlinburg nimmt sie die alte Praxis wieder auf und erfüllt still und bescheiden ganz einfach ihre Pflicht. So wird sie denn auch sehr bald wieder von der großen Oeffentlichkeit vergessen. Auch gilt der einzelne Mensch wenig in dieser harten Zeit. Denn die alte Zeit wird mit eisernen Ruten ausgefegt. „Ein neuer wahrer und höherer, eigentlicher Lebensgehalt" kommt durch die Taten des siebenjährigen Krieges und Friedrich den Großen zum Vorschein. In der „Poesie" ist es sogar „der erste", wie Goethe ihn nennt. Und die Dichtung ist ja doch immer nur Abbild des Lebens selber. Bevor aber nach das große weltgeschichtliche Ringen zwischen Habsburg und Preußen, zwischen der alten und der neuen Zeit entschieden ist, stirbt die Frau, die zuerst ihrem Geschlecht die deutsche Universität geöffnet hat. Im Alter von 46 Jahren, am 13. Juni 1762, hatte sie das letzte Ziel erreicht. Nur wenige wußten noch von dieser seltsamen Frau, von der Johann Friedrich Rahn, der pommersche Dichter, auf seiner einfachen Leier gesungen hatte:

„Du Schmuck der Frauen, Deutschlands Ehre!
Dir baut die Nachwelt einst Altäre:
Schon seh ich, wie dein Muster reizt.
Muß mich nicht Friedrichs Beifall treiben,
Dein klugverdientes Lob zu schreiben,
Um das die beste Schöne geizt?"

Aber weder hat die Nachwelt der Dorothea Christine Leporin Altäre gebaut, noch hat ihr Vorbild andere auf den Plan gerufen. Erst zwei Menschenalter später trat das Problem des Frauenstudiums in den Kreisen der Romantiker wieder in den Vordergrund. Und noch ein Jahrhundert nach dem Tode der Frau Dr. Erxleben mußte der große englische Philosoph und Vorkämpfer der Frauenemanzipation, John Stuart Mill, gegen die „Hörigkeit des Weibes" schreiben („Subjection of woman"). Erst aus der Not unserer Zeit heraus hat die Frage des Frauenstudiums eine praktische Lösung gefunden. Dorothea Christine Leporin aber ist vergessen worden. Vielleicht deshalb, weil sie in ihrem Leben und in ihrer Kunst die „goldne Mittelstraße" vorzog und trotz ihrer einzigartigen Leistung keine Kämpfernatur war, wie die Welt sie liebt.

Und doch kann diese einfache Frau durch ihr lebendiges Vorbild uns viel sagen: Weder Rechte noch Organisation des Lebens sind das Notwendigste. Dann müßten wir schon heute das Paradies verwirklicht haben. Zuerst kommt es auf die persönliche Initiative an und darauf, daß wir unserer ureigenen Bestimmung folgen und dabei unsere Pflicht erfüllen, daß das Leben selber Material unserer Arbeit wird. Hierin liegt vielleicht die eigentliche Bedeutung jener Frau, die wohl für das Recht eines Geschlechtes eintrat, zugleich aber die Pflichten auf sich nahm, die durch das Recht selber gegeben sind. Einer ihrer Zeitgenossen, der Mathematiker Johann Joachim Lange, hat ihr das schöne Zeugnis ausgestellt:

„Gelehrte Frau, mit männlich hohem Mut
Gehst Du zuerst die schweren Wege
Und greifest kühn nach dem verdienten Hut.
Dein Geist, von Jugend auf nicht träge,
Erschuf ihn selbst durch wunderbaren Fleiß,
Den — Schönen nicht bisher gegebnen — Preis."

Ca-r.

Zürich: Lyceumklub, Rämistr. 26, 14. Dezember, 17 Uhr: Literarische Sektion. Dr. Doris Gäumann-Wild: „Die Anbetung der heiligen drei Könige". Lichtbildervortrag. Eintritt für Nichtmitglieder Franken 1.50.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 32.203.
Feuilleton Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22 608.
Wochenchronik: Helene David St Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet

Erprobte Rezepte

Als
Festgeschenk
ein
Kochlehrbuch
der Haushaltungsschule Zürich

2. Auflage

Preis Fr. 12.—. Versand per Nachnahme durch den Verlag Haushaltungsschule Zeltweg 21 a, Zürich 7. P 5057 Z

Winterbetrieb im Ferienheim Auboden
(Toggenburg)
für erholungsbedürftige Frauen und Töchter
Pensionspreise, 4 Mahlzeiten und alles inbegriffen, Fr. 3.50, 4.— und 5.—. Eigene Landwirtschaft und Butterküche, behagliches Haus in sonniger, geschützter, nebelfreier Lage in schönster Gegend des Toggenburgs. Prächtige Touren- und Schlittelgelegenheit. Auch Kinder, jedoch nicht unter 4 Jahren, finden bei genügendem Platz Aufnahme. Dauerpensionärinnen für die ganze Winterzeit werden zu reduzierten Monatspreisen aufgenommen. — Prospekte und Anmeldungen bei der Vorsteherin: **C. Roderer, Verein Frauendinnen junger Mädchen, Sektion St. Gallen.** (Zag.G.732)

Dieses Zeichen bürgt für Schweizerware

Schweizerware kaufen, heisst Arbeit schaffen

Flechten
jeder Art auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra"**. Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Biarus.** OFl 4228 Z

Inserate
für offene Stellen u. für Stellensuchende
haben guten Erfolg
im
Schweizer Frauenblatt

MANZ
Konfitüren
sehr fein
Die seit 50 Jahren anerkannte Qualität unseres Hauses. Sorgfältigste Zubereitung unter Verwendung nur erstklass. Früchte.

Im Offenverkauf:

	per ½ kg
Vierfrucht	—.40
Zwetschgen	—.50
Reineclauden	—.50
Johannisbeeren	—.60
Brombeeren	—.70
Heidelbeeren	—.70
Stachelbeeren	—.75
Kirschen	—.75
Erdbeeren	—.75
Aprikosen	—.75
Himbeeren	—.75
Orangen	—.75
Weichselkirschen	—.80
Preißelbeeren	—.80
Hagenbutten	1.—
Apfelgelee	—.50
Frühstücksgelee	—.55
Quittengelee	—.70
Brombeergelee	—.75
Johannisbeergelee	—.75
Stachelbeergelee	—.75
Holdergelee	—.75
Himbeergelee	—.80
Melasse	—.40
Kunsthonig	—.70
Wachholderlatwerge	1.05
Schweiz. Bienenhonig	2.20

8% Rückvergütung
Lieferung frko. ins Haus. Prompter Versand nach auswärts.

Manz & Co.
Zürich, Zähringerstr. 24
Telephon 21.758
Bei größeren Bezügen verlangen Sie Spezial-Offerte.

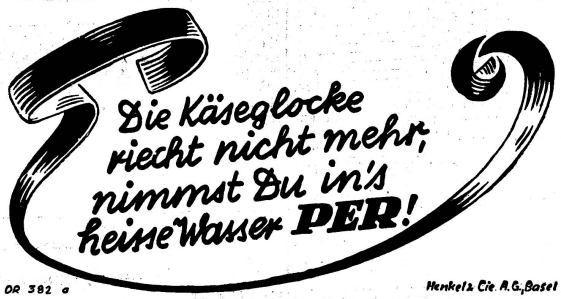
Berücksichtigen Sie die Inserenten dieses Blattes

Der genossenschaftliche Selbsthilfegedanke ist in Gefahr!
Wir weisen hin auf den ungerechten und genossenschaftsfeindlichen und deshalb unhaltbaren Entscheid des Bundesrates betr. Coldrerie.

. . . Das Recht, seinen wirtschaftlichen Bedarf auf dem Wege der individuellen Selbsthilfe zu decken, ist ein unveräusserliches Menschenrecht. Wer von ihm Gebrauch macht, sollte vom Staat geschützt und nicht gehemmt werden. Was für die individuelle Selbsthilfe gilt, gilt selbstverständlich auch für die kollektive, die genossenschaftliche, die da einsetzt, wo die individuelle Selbsthilfe allein nicht mehr genügt.
Dr. Oskar Schär.

VSK USC VERBAND SCHWEIZ. KONSUMVEREINE (VSK), BASEL

P 1601 Q



P 307 Q

Auf die bevorstehenden Festtage empfehle:
mild gesalzene
gesäucherte
Vorderschinkli
Schüfeli
Rollschinkli
Beinschinken
Ochsenzungen
la Konserven

WURSTWARENFABRIK RUFF ZÜRICH

feinste Aufschnittwaren
Lyoner, Balleron
Göttinger, Schinkenwurst
Kalbfleischwurst
div. Rouladen
Pyrowurst, Mettwurst
Ruff Salami, Thüringer
u. Gothaer Cervelatwurst

Zur Erlernung der französischen Sprache
Gebildete Familie im Waadt. Jorat (750 m Höhe) nimmt einige junge Leute aus der deutschen Schweiz auf. Gesundes Klima. Freundliche Behandlung. Gute Schulen in der Nähe. Auch Privatstunden. Eignet sich auch für Ferienaufenthalt. Sehr mäßige Preise. Referenzen. Jede Auskunft erteilt **Herr Marcel Hercod, Jollimont, Carrouge près Mézières (Vaud).** P 100-53 L.

Pensionat „La Romande" Vevey
Seine bekannten, wirksamen und konzentr. 3 Monatskurse ab Neujahr, separ. in Sprachen, Handel od. Haushaltung, unter absolut erstkl. fachkund. Leitung. Diplom. Schnellkurse nur im Internat wirkungsfähig. Wintersport, Chalet „Col des Mosses". Pension 120–150 Fr. P 100-V-22 L

Was schenken? Bei den nachstehenden Firmen einkaufen heißt in Preis und Qualität gut einkaufen

Schöne Teppiche
kaufen Sie vorteilhaft bei:
H. RÜEGG-PERRY & ZÜRICH
Das Teppichhaus am Bahnhofplatz

M. AMMANN • PELZ-ATELIER
Scheuchzerstraße 172 Telephon 63.885 ZÜRICH 6
Als nützliche Weihnachtsgeschenke empfehle
Pelzmäntel und Jacken nach Maß. Besätze in allen Fellarten Füchse, natur und gefärbt. Pelz-Cravatten. Pelzmuff-Taschen in einfacher und Luxusausführung.
Reparaturen prompt. Billige Preise. Fachgemäße Bedienung.
Sie unterstützen durch Ihren Einkauf die Existenz einer Frau

J. LEUTERT • ZÜRICH 1
Schützengasse 7-9 Telephon-Nr. 34.770
Filiale Bahnhofplatz 7, Telephon-Nr. 74.888
Fleischverkauf und Charcuterie
Erstklassige Fleisch- und Wurstwaren
Wurst- und Fleischkonserven

Den saftigen
Braten
die feine
Charcuterie
und die
Traiteur-Spezialitäten
in bester Qualität von
BELL

MÄNTEL
für die kalten Tage
BRÄNDLI
z. Leonhardseck
Zähringerstr.-Seilergraben
ZÜRICH 1

WEISSWAREN
Bett- und Tischwäsche
Herren- und Damenwäsche
Wolldecken, Kamelhaardecken
Steppdecken, Vorhänge
Chaiselonguedecken
Bettfedern, Matratzen
Bébé-Artikel
am vorteilhaftesten bei
M. ORZEL Blumenrain 20 **BASEL**

Blumen auf den Weihnachtstisch . . .
das macht die Tafel froh und festlich. Schenken Sie Ihren Freunden eine geschmackvolle Keramikvase mit schöner Handmalerei, Sie erweisen sich damit als feinsinniger Spender. Aber es muß eine Vase aus der reichhaltigen Keramikabteilung sein von

Carl Ditting
HAUS- UND KÜCHENGERÄTE
KOMPLETTE KÜCHENEINRICHTUNGEN
GLAS- UND PORZELLANWAREN
RENNWEG 35, TEL. 32.766
ZÜRICH

Literarische Beilage

Marie von Thurn und Taxis: Jugenderinnerungen

Verlag Carl Fromme, Wien.

Fürstin Marie von Thurn und Taxis, die Gönnerin und Freundin Rainer Maria Rilkes, ist als die Verfasserin eines schmalen, aber bedeutsamen Bandes von Erinnerungen an den Dichter literarisch bekannt, man darf wohl sagen: berühmt geworden. Die hohen menschlichen Qualitäten, die wir ihr dort erkannten, heißen uns nun auch unser Interesse dem Buche ihrer Jugend zuzuwenden. Seine Blätter sind unter dem Nachlaß der kürzlich verstorbenen Fürstin gewählt und aus dem Italienisch des ursprünglichen Textes durch Georg Bloschek in ein edles Deutsch übertragen worden.

Die Welt, in die wir durch Marie von Thurn und Taxis eingeführt werden, liegt uns zeitlich und räumlich ebenso ferne, wie der Lebensstil ihres Kreises unserer Erfahrung fremd ist. Im Jahre 1855 zu Venedig als Prinzessin Hohenlohe geboren, verlebt sie ihre Jugend bis zur frühen Verheiratung in der Felsenburg Duino an der adriatischen Küste oder im ländlich-idyllischen Schlößchen Sagrado im Toskanischen.

Sind ihrem Herzen diese beiden Orte als die Schauplätze ihrer Kinderspiele teurer, so sind sie ihrem stark ausgeprägten Traditionsbewußtsein und ihrem historischen Sinn besonders wichtig und interessant als das Erbe ihrer Ahnen nnd als bedeutende Kulturstätten. Diese nur den Sprößlingen ältester Familien natürliche Verankerung des persönlichen Lebens im geschichtlichen Geschehen ist die hervorragendste Eigenschaft ihrer Empfindungs- und Darstellungsweise. Sie verleiht ihr eine selbstverständliche Freiheit den Dingen und Menschen gegenüber. Die geliebte Kinderfrau Jeanette, der alte gespenstergläubige Diener, der verschwenderisch-schöne Vetter Kardinal, die gutmütig-skurrile Tante von Hohenzollern stehen auf derselben Ebene ihrer kindlichen Zuneigung. Ein Hofball wird nicht ernster genommen als der Funkenregen eines römischen Feuerwerks, die Puppe Beatrix ist lebendig wie die Goldfische, die im Marmorbecken spielen. So natürlicherweise wie das Stubenmädchen auf Duino seinen Petrarca zitiert, füttert die kleine Prinzessin die Turteltauben, um sich dann ebenso begeistert wieder dem „befreiten Jerusalem" des Torquato Tasso zuzuwenden.

Bei einer solch aristokratisch-großzügigen Lebens- und Geisteshaltung haben nationale Begrenzungen keinen Bestand: als Oesterreicherin im damals noch österreichischen Teile Italiens lebend, ist die Prinzessin Hohenlohe auch in den andern Teilen dieser Länder heimisch. Als Katholikin ist sie mit dem Vatikan eng verbunden; mit englischen und französischen Adelsfamilien wie mit deutschen Fürstenhöfen ist sie nahe oder entfernter verwandt. Ihre vor allem nach der italienischen Kultur hin orientierte Bildung erweitert sich durch diese gesellschaftlichen Beziehungen zu einer wahrhaft europäischen.

Es macht den ganz besondern Reiz dieser Erinnerungen aus, daß ihre Verfasserin ohne alle psychologischen Hilfsmittel arbeitet: jedes Ergründen, Erörtern von Zuständen oder Entwicklungen liegt ihr fern. „Ich denke in Bildern," sagt sie mit vollem Recht. Diese Bilder sind jedoch nicht etwa in der Technik der Impressionisten, nicht in vielen kleinern flimmernden Strichen gemalt, sondern in den großen Konturen und im ruhigen Linienfluß alter Meister. Wie könnte es anders sein, da der Himmel des klassischen Italien sie überwölbt und da sie in seinem ungebrochenen Lichte stehen?

Es ist leicht einzusehen: trotz seiner zahlreichen künstlerischen Elemente ist hier ein persönliches Erinnerungsbuch mehr noch als ein Kunstwerk gewollt und geschaffen worden. Da es aber aus einer Lebenssphäre stammt, wo Natur und Kunst sich in der Persönlichkeit treffen und verbinden, ist es als eine wahre Kulturleistung zu würdigen. A. H.

Frida Strindberg: Lieb, Leid und Zeit

Eine unvergeßliche Ehe.
Verlag H. Goverts, Hamburg.

Im Januar 1893 plaudert die schöne Wienerin Frida Uhl, die sich trotz ihrer Jugend schon als Schriftstellerin, als Theater- und Bücherrezensentin betätigt, in einer literarischen Berliner Abendgesellschaft angeregt, mit dem berühmten schwedischen Schriftsteller August Strindberg.

Im Sommer 1895 schreibt sie als Frida Strindberg an ihren Rechtsanwalt: „Ich stehe in der Schlachtbank, weil ich muß. Es ist nicht schade um mich. Aber haben Sie Mitleid .... Um i h n ist es schade. Tun Sie August Strindberg nicht weh! Leiten Sie die Scheidung ein."

Den kurzen Zeitraum zwischen diesen zwei Daten umschließt der 600seitige Band, den Frida Strindberg heute erscheinen läßt. Nicht ohne eine gewisse Scheu nehmen wir ihn zur Hand. Denn welche Peinlichkeiten, welche Schrecknisse wird er enthüllen? Längst haben wir aus dem dichterischen Werke August Strindbergs den Begriff der „Strindberg-Ehe" abgeleitet und gelernt, ihn für die unglücklichsten aller Ehen zu gebrauchen. In der Tat, wenn wir etwa das Strindbergsche „Traumspiel" aufschlagen, finden wir mehr als eine Szene, die sich mit dem Geschehen dieses Ehebuches in eine Parallele setzen läßt. Die Himmelstochter, die sich eines hochgemuten aber armen Menschen liebend erbarmt und mit ihm eine irdische Ehe eingeht, trägt deutlich die Züge des schönen jungen Mädchens, das die Gattin des Dichters geworden ist. Ueberschwängliches Gefühl, das an der harten Wirklichkeit sich wund schlägt, ist des Traumspiels dichterisches Motiv, im Eheleben Strindbergs die tägliche bittere Erfahrung. August Strindbergs Briefe an seine Gattin, die den wichtigsten Teil des Bandes bilden, zeigen uns, wie jäh diese beiden aus dem Freudengarten kurzer Glückstage ins Inferno der Mißverhältnisse und der verzweifelten Quälereien verstoßen wurden. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen der Frau, kurze Berichte über die jeweilige äußere und innere Lage, zeugen vom verzweifelten Kampf um die materielle Existenz, lassen den Druck seelischer und körperlicher Erkrankungen des Dichters deutlich genug erkennen. Aus diesen Zeilen lesen wir das entsetzte Staunen der jungen Frau, die zwar die engen vier Wände, Hunger und Not mit dem Gatten teilt, doch nicht imstande ist, seine Leiden zu mindern. Denn es ist ja gerade die Gewißheit, sie in sein Elend mit hineingerissen zu haben, die ihn am meisten quält. Ihre bloße Gegenwart, das Erscheinen des Kindes gar, sind ihm Stachel und Vorwurf. „Das Lieblichste ist die größte Hölle," so lesen wir im Traumspiel.

Seltsam genug mag es erscheinen, daß man die Geschichte dieser Beziehung mit Erschütterung zwar, doch ohne Scham und Verzweiflung zu Ende liest. Das Maß, das wir an die Handlung und an die Personen dieses wahrhaft tragischen Lebensspieles anzulegen haben, ist durch sie selbst bedingt. Dieses Maß aber heißt: Größe, Größe des Leids wie des Glückes, des Wollens und des Versagens. Und, so unglaubhaft es klingen mag: es heißt vor allem Liebe. Frida Strindberg, die von ihrem Gatten lange Getrennte, ihn lange Zeit Ueberlebende, setzt dem Dichter Strindberg mit der Geschichte ihrer gescheiterten Ehe ein ihrer Liebe und seines großen Namens würdiges Denkmal. Ihr standhafter Glaube an die Reinheit seines Wollens hält sie von jeder Kleinlichkeit der Betrachtung und des Urteils frei. Immer wieder läßt sie sich von dem zerfurchten Antlitz des Gatten belehren, daß er ein Leidender mehr denn ein Schuldiger sei. Vor allem aber ist es ihr tiefes Wissen um seine hohe dichterische Berufung, das die Rückschau auf ihr gemeinsames Leben bestimmt.

„Die Flammen sind des Dichters Wesen und sein Schicksal. Um Menschen schaffen zu können, muß er hundert Leben leben. Alles muß er selbst erleben, muß jede Tugend geübt haben und jedes Laster kennen. Nur dann kann er wissend der Menschheit auf ihrem Irrweg leuchten, durch die Flamme, die ihn gebiert und tötet und verzehrt, und die er selber schürt! Das Dichterleben — ein Brandaltar!" Diese Worte, die August Strindberg in einer bedeutungsvollen Stunde zu ihr gesprochen, stellt seine Gattin als ungeschriebenes Motto über den Band, der seinem Gedenken, so gut wie seiner Rechtfertigung geweiht ist. A. H.

Mechtilde Lichnowski: Der Lauf der Asdur

Bermann-Fischer Verlag, Wien.

Es wäre denkbar, von der neuen Erzählung Mechtilde Lichnowskys als von einem Gesellschaftsroman aus der Zeit um 1900 zu sprechen, worin nichts weiter geschieht, als daß in München elegante junge Mädchen zu Ball gehen, sich verlieben, verloben, glückliche oder unglückliche Ehen schließen. Dies wäre wohl möglich — stellte nicht Mechtilde Lichnowsky durch den Mund der gereiften Frau und erfolgreichen Pianistin Lilia Vinthoff gleich zu Beginn jene Frage, die den Rückblick auf ihre Jugend eröffnet: „War es ein schönes, ein trauriges oder ein dummes Leben?" Denn in ihrer burschikosen Fassung weist diese Frage direkt und unverblümt auf die Hintergründe des Romans hin.

Das äußerlich sorglose Mädchenleben der jungen Gräfinnen Lilia und Julia Vinthoff, ihre Beziehungen zu den mehr korrekten als liebenden Stiefeltern, zur genialen Erzieherin und Musiklehrerin Georgina Carr, zu all den jungen Männern und Frauen ihres Kreises, ist mit der spielerischen Grazie geschaffen, die Mechtilde Lichnowsky wie kaum einer zweiten zeitgenössischen Erzählerin eignet. (Nur Annette Kolb wüßte man ihr als ähnlich geartet und begabt zur Seite zu stellen). Bei all der deutlich erkennbaren Freude der Dichterin an der glänzend geschliffenen Oberfläche weiß sie diese doch mit kleinen und kleinsten Lichtreflexen so zu beleuchten, daß sie dem Leser durchschaubar wird. Er erkennt darum in Lilia Vinthoff einen außergewöhnlich begabten, hochgearteten jungen Menschen, der das große Thema aller Jugend: Liebesglück und -Leid auf seine nur ihm eigene Weise variiert. Aeußerlich den strengen Gesetzen der Stiefeltern sich fügend, die Regeln der Konvention innehaltend, springt die schöne Lilia doch wesensmäßig immer wieder darüber hinaus, sei es auch nur mit dem poetischen Kosenamen für die jüngere Schwester, sei es in der Liebe zu einem verkrüppelten Kinde oder in einer musikalischen Improvisation.

In ihrem letzten Roman „Delaïde" hat Mechtilde Lichnowsky den selben ihr besonders nahen und interessanten Frauentypus schon einmal gestaltet. Sie hat dort gezeigt, wie eine zarte und gefährdete Seele im Gefängnis der Konvention zerbricht. Lilias Leben aber — der Buchtitel verrät es schon — ist auf einen Dur-Klang gestimmt. „Die Asdur muß in den Schoß der Asdur zurückkehren." Dies heißt für Lilia: ihr ist die Rückkehr offen. Ueber Umwege und Irrtümer, über falschen Verzicht und falsch geschlossene Ehe wird ihr die Rückkehr zu sich selbst, zu jenem einen Menschen, der für sie zählt, und zum künstlerischen Beruf.

Mechtilde Lichnowskys Kunst ist so ganz persönlicher Art, daß man am besten ganz persönlich davon spricht. So mag es denn heißen: mir gefallen die kühnen, oft recht eigentlich gewagten Spiele ihres Worts und die lustigen, geistreichen, meist treffenden Vergleiche, die sie zur Charakterisierung von Menschen und Dingen herbeizieht (auch an den Haaren, wenn es sein muß). Ich überlasse mich gern dem musikalisch an- und abschwellenden Strom ihres Erzählens. Vor allem aber schätze ich Mechtilde Lichnowskys souveräne Respektlosigkeit den scheinbar wichtigen Unwichtigkeiten des Lebens gegenüber und bewundere sie für mehr als gentlemanlike Gradheit der Gesinnung und mehr als damenhafte Höflichkeit des Herzens. A. H.

Cécile Lauber: Die Kanzel der Mutter

Carl Schünemann-Verlag, Bremen.

Die Freunde von Cécile Laubers Kunst wissen bereits, daß dieser Dichterin viele und verschiedenartige Welten offenstehen. Hatte sie einst in den „Chinesischen Nippes" die Traumreise nach fernöstlichen Gefilden angetreten, so distanziert sie sich in ihrem neuen Erzählungsbande „Die Kanzel der Mutter" vom heutigen Tag und vom heutigen Menschen, indem sie inhaltlich und formal auf die christliche Legende zurückgreift. Die bedeutendste der vier Erzählungen, „Der glühende Bruder", beweist aber wie sehr Cécile Lauber auch unter der veränderten Form dem wesentlichen Problem ihrer früheren Werke verhaftet geblieben ist. Denn kreist auch hier nicht alles wieder um die Frage nach der Existenz der Notwendigkeit und dem Sinn des Bösen in der Welt? Es wird in der Gestalt des fremden Franziskaners geradezu sichtbar und mit dem Kennzeichen ausgestattet, den das Mittelalter ihm zuschrieb: der Kuhschweif des Teufels ringelt sich zu seinen Füßen. Nicht mehr das Böse also, sondern d e r Böse gefährdet den Frieden des Bergklosters und zwingt einen seiner bedeutendsten Insassen, den Orgelspieler und Komponisten Anselmus, ins Verderben. —

Der Heiligkeit des Poverello in der zweiten Novelle vermag der Böse wohl nahezutreten, aber nicht sie anzugreifen mit dem hungrigen Wolfsrachen, der ihm dort zugehört. Sanft wie die schnatternden Gänse und blökenden Lämmer verfolgt der Wolf die Spuren des Heiligen, ihn vor dem Unverstande der Menschen zu erretten. Er als einziger darf auch dem Heiligen folgen, der von Tier und Mensch wieder sich abwendend in die Einsamkeit hinauszieht.

Die Entsühnung des Bösen durch den Heiligen ist auch das Motiv einer dritten Erzählung, die in der nordischen Welt, im geographischen und zeitlichen Umkreise von Sigrid Undsets Werk, sich abspielt.

Es ist eine durchaus unlogische Logik, nach der die Dichterin ihre Erzählungen aufbaut. Denn in ihrer Welt haben die Träume vollen Realitätswert, und das Wunder ist ihre Mitte und Krönung. A. H.

Johanna Siebel: Die Kämpetöchter

Morgarten Verlag A.-G., Zürich/Leipzig.

Johanna Siebels Feder ist flüssig und bewegt und von starker subjektiver Gestaltungskraft. Gestalter und Gestalten verbinden sich so innig, daß letztere Gefahr laufen, einem Wunschbild mehr noch als dem Leben zu entsprechen. — In das umfriedete Dasein der Frauen Kämpe — Mutter und drei Töchter — im weißen Haus am Hang unseres Zürichberges brechen Stürme herein. Wie der brausende Föhn das Haus von den Grundmauern bis zum Dachfirst erzittern macht, so wird das seelische Leben der drei tapferen Frauen aufgewühlt. Schuld und Verzweiflung führen bis zum Rande des Abgrundes, die letzten Konsequenzen fruchtbarer Verwirrungen aber werden vermieden, nicht allein durch Eingreifen eines mildernden Schicksals, sondern durch die Folgerichtigkeit innerer, lebensstarker Einstellung. Die durch schwere Erfahrungen erworbene, treulich hochgehaltene ethische Erkenntnis der Mutter ist Wegleitung und Stern für die Töchter. Dieser Mutter sind seine Züge zu eigen, auf sie sind alle Ereignisse rückbezogen. Es geht um tiefste Dinge in diesem Roman, um Fragen, von unvergänglicher Bedeutung. Der Rahmen dieser bewegten Erzählung ist unsere Stadt, mit See und Berg und Atmosphäre, liebevoll und farbig gezeichnet, stark verbunden mit dem Leben der drei Mädchen und ihrer prächtigen Mutter.

Schade, daß der Morgarten Verlag diesem Buch keine ansprechendere Schutzhülle mitgibt, man möchte ihn in künstlerischer Hinsicht besser beraten wissen. M. P.-U.

Karl Wolff: Zum ABC-Buch des Herzens

Max Niehans Verlag, Zürich/Leipzig.
Brief an den Verfasser.

Ich halte Ihr Buch in der Hand, das Buch, das wir mit Sehnsucht erwarteten. Es ist da, ein wirklicher Weihnachtsbote, in köstlicher Ausstattung, die den Beschauer wahrhaft entzückt. Und wie ich darin blättere, da und dort verweilend, erinnere ich mich jener Zeitspanne, einiger Sommerwochen am blauen Meer, da Sie unter uns weilten, um in Stille und Ungestörtheit Ihr Werk zu vollenden.

In diesen Tagen haben wir miterlebt, mit welchem Ernst, welcher Hingegebenheit, welch ungeheurer Verantwortung, Sie sich Ihrer Arbeit hingaben. Ich denke an jene Abende auf der Terrasse mit den roten Fliesen und den dunkel gebrannten hohen Krügen, die stets voller Zweige und Blumen standen, Abende, die das weite Land auslöschten und nur noch sichtbar machten, was nahe war. Dann konnte es vorkommen, daß Sie unter uns Ferienmenschen auftauchten, heiter, wenn Ihnen Ihr Tagwerk gut schien, verdüstert und abgewandt, wenn Sie umsonst um sein Gelingen rangen. Und wir spürten das zwiefache Geschenk der Musen an den Auserwählten: seine Bezauberung und seine Härte.

Wir allein blieben stets im gleichen Maße beschenkt. Wir spürten in dem Dargebrachten nichts von Mühsal, vom harten Ringen um letzte Gestaltung; wir bekamen die reife Frucht zu kosten in ihrem vollkommenen Wohlgeschmack. Was jeweils der Tag uns gebracht in seiner heitern Sommerlichkeit, sei es im Entzücken am Meer oder in einem beinahe noch bedeutsamern, dem Durchstreifen eines fremden Waldes, diese Erlebnisse der äußern Welt wurden mit einem Schlag nach innen gewendet und gewandelt, wenn Sie uns aus Ihren Blättern vorlasen. Und so kommt es, daß mir jene Wochen in einem besondern Licht erscheinen: das Aufbrechende und oft verwirrend Vielfältige eines reichen Tages, anzusehen wie ein hastig gebrochener, etwas wirrer Strauß Blumen, wurde dann in jener Stunde zwischen hell und dunkel von Ihren weisen Händen sinnvoll geordnet, denn in Ihrem Werk wuchs nichts, was uns nicht jederzeit begegnen konnte. Ja, so haben Sie es auch mit Ihrem Buch gemeint: nicht zum durchfliegen eignet es sich, sondern zum verweilen zwischen den beiden Toren A und Z, um aufzunehmen und zu kosten, was jenseits des lauten Tages Wesenhaftes geschieht. Es ist eine neue Art von Brevier, dahin führend, wo alles seinen Ursprung nimmt: zum bunten Kaleidoskop des menschlichen Herzens.

Inzwischen ist es Winter geworden und die Tage kurz und dunkel. Auch das blaueste Meer hat seine Farbe verloren und der schönste Wald seine knisternde Glut. Doch Ihre Blätter haben ihre seelische Schönheit nicht eingebüßt und sie werden sie für immer bewahren. Und dafür danken wir Ihnen. Dorette Hanhart.

Ernst Wiechert: Wälder und Menschen

Albert Langen - Georg Müller-Verlag.

Ernst Wiechert zähle ich zu einer ganz besondern Art von Dichtern. Das Meisterliche seiner Kunst ist einem so selbstverändlich, daß man es hinnimmt wie eine Naturvollkommenheit, dankbar und beglückt, überzeugt jedoch, daß es nicht weniger sein kann.

In seinen Büchern, sei es die „Hirtennovelle" oder die dunkel glühende Erzählung „Die Majorin", sei es „Die Magd des Jürgen Doskocil" — über alle spannt sich der hohe Bogen der Vollendung, zugleich mit einer Distanzierung des Persönlichen, woraus vielleicht diese letzte Klarheit und reine Ferne wächst.

Es mag daher kommen, daß man zu Wiecherts letztem Buch: „Wälder und Menschen" mit einer ganz neuen Erwartung greift, so als betrete man zum erstenmal die privaten Gebiete des Dichters. Nun ist es gewiß so, daß auch diese Geschichte einer Jugend scheu und verborgen dem Leser dargebracht wird; aber gerade darin liegt wieder die Bezauberung und in einem gewissen Sinn die all-

Die Ruhmesgeschichte Wilhelm Tells

„Wilhelm Tell. Blätter aus seiner Ruhmesgeschichte" (Fretz und Wasmuth Verlag A.-G., Zürich), nennt Fritz Ernst die schöne Gabe, mit der er dies Jahr seine Lesergemeinde überrascht. Überrascht in doppeltem Sinn, denn nicht nur der Gegenstand als solcher, die Ruhmesgeschichte unseres Nationalhelden im Wandel mehrerer Jahrhunderte, erscheint uns neu, eigenartig und weckt unser Interesse, sondern auch das Detail in der Lektüre bringt uns von Seite zu Seite Überraschungen, führt uns in immer neue Gebiete und läßt uns den Tell-Mythus unter neuen, noch nicht bedachten Aspekten sehen. Das vom Verleger hübsch ausgestattete, nach Umfang und Format bescheidene Büchlein breitet ein so reichhaltiges Material vor uns aus, daß die Fülle verwirrte, wäre sie nicht durch die sichtende Hand des Autors zum klaren, eindeutigen Bilde gestaltet. Man möchte sagen, der Mythus habe etwas von seiner bildzeugenden Kraft auf den übertragen, der seine Geschichte schrieb, denn wenn wir diese Blätter aus der Hand legen, ist auch in uns ihr Inhalt aufs Neue lebendig und zum mythisch lapidaren Bilde geworden.

Die älteste Urkunde, von der Fritz Ernst ausgeht, stammt aus dem Weißen Buch zu Sarnen, welches neben anderen Dokumenten eine Erzählung der alten Bünde vom Ursprung bis um 1470 enthält. Ernst sagt dazu: „Wir wissen und fühlen zugleich, daß der Sarner-Chronist eine Vorlage für seine Tellgeschichte besessen haben muß. Nie mehr in der Folge erreicht er auch nur von ferne jene epische Geschlossenheit und ästhetische Höhe. Ja, wir gestehen, daß wir ihn auf diesen paar Seiten überreich an Zügen finden, die sonst das Geheimnis großer Dichter sind. Nun zweifelt heute niemand mehr daran, daß der Held, der uns im Weißen Buch entgegentritt, was immer außerdem seine Existenz gewesen ist, im mythenbildenden Schoß unserer Seele wurzelt. Aber diese Feststellung erschöpft den Tatbestand bei weitem nicht. Dieser Tell, ins Unheimliche hinaufgesteigert, ist auch ins Individuellste ausgemalt. Ihm eignet Stolz auf seine Kraft und fromme Scheu, sie zu mißbrauchen. Ihm eignet Offenheit des Worts und zugleich jene Befangenheit, die den zum Äußersten Entschlossenen auszeichnet. Ihm eignet auch schlichte Tapferkeit mit jenem Zug von List des Unbesieglichen." — Es ist, als ob Fritz Ernst aus der alten Chronik ein Idealbild schweizerischen Wesens vor uns beschwörte angesichts dessen die Frage nach der geschichtlichen Existenz Wilhelm Tells bedeutungslos wird. Denn wesentlicher, als die Bejahung seiner äußeren Existenz ist die innere Wahrheit seiner Gestalt und die Verwurzelung ihres Mythus in der schweizerischen Seele. „Herrlich" nennt Ernst „die Verflechtung der freien Tat eines Einzelnen mit der Geburt eines freien Volkes."

In den folgenden Blättern lesen wir Zeugnisse aus den Federn von Chronisten, Gelehrten, Dichtern, hören von bildnerischen Darstellungen, von Messen in der Hohlen Gasse, von alljährlichen Prozessionen und sehen, wie der Ruhm Tells sich zum eigentlichen Nationalkult ausbildete. „Gott und Tell gingen da überall ineinander über, wie es die Inschrift auf dem tönenden Erz in Bürglen kündete: ‚Pro dei gloria ac Giulelmi Tel gloria'." Aber das gleiche achtzehnte Jahrhundert, welches solcher Art den Kult Tells steigerte, brachte ihm auch Anfechtungen. Aufklärerischem Geist entstammt zum Beispiel eine Broschüre „Wilhelm Tell. Ein Dänisches Mährgen", welche den Tell-Mythus auf die analoge, ältere dänische Sage zurückführt. Und die Ethik und Staatslehre der Aufklärung rollten der Tellgeschichte gegenüber gar das Problem der unerlaubten Selbsthilfe und des Rechts des Tyrannenmordes auf. Tragen weiter die Berichte über die Schweizerreisen von Ausländern — unter den vielen sei nur die Goethes von 1775 erwähnt — den Ruhm Tells nach allen Richtungen über unsere Grenzen, so hat er in der französischen Revolution seine besondere und gewichtige Rolle gespielt. Wie er deren rhetorischem Bedürfnis entgegenkam, wie eine Tellbüste im Jakobinerklub aufgestellt wurde, wie Tells Gestalt auf die Bühne kam, all dies und vieles andere erfahren wir aus Ernsts lebendiger, farbiger Darstellung, welche die Ruhmesgeschichte ihres Helden mit deren poetischer Vollendung im deutschen Klassizismus beschließt.

Es wäre aber verfehlt, aus der zeitlichen Lücke eines Jahrhunderts zwischen diesem Abschluß und unserer Gegenwart die vorwiegend historische Bedeutung des Buches zu folgern. Es ist gewiß nicht Zufall, daß es unserem Lande in einem Zeitpunkt gegeben wurde, wo an dessen staatlichen Grundlagen von allen Seiten gerüttelt, wo zum Beispiel der Freiheitsbegriff, der gerade im Tell-Mythus seinen symbolischen Niederschlag fand, in Frage gezogen wird. Das Buch ist zwar ganz unpolitisch, doch um so eher kann es zum Anlaß sachlicher Besinnung und eines tieferen Verständnisses unserer Gegenwart werden, indem es diese aus ihren geschichtlichen Wurzeln und aus ihrem Werden heraus zu begreifen lehrt. Wie wahr und noch heute gültig sind etwa folgende Worte Tells an die versammelte Gemeinde, die Ernst aus einer epischen Bearbeitung des Tellstoffs durch den französischen Fabeldichter Florian zitiert: „Mitbürger, ihr seid frei! Aber diese Freiheit war wohl leichter zu erringen, als sie zu bewahren ist... Hütet euch vor der Trunkenheit des Sieges, hütet euch vor der Vergötterung derer, die ihn mit euch erkämpft... Der einzige Lohn, ...wonach meine Seele dürstet, besteht darin, zurücktreten zu dürfen in die Gleichheit, diesen höchsten Lohn republikanischer Gemüter. Freunde! in einer Republik ist keiner unnütz! Aber wehe dem, welcher sich unentbehrlich glaubt. ...Die Freiheit ist niemandes Sklave, es sei denn weiser Normen. Hütet eure Sitten, auf daß sie streng und strenger werden: ohne Tugend keine Freiheit."

Elsi Hagnauer.

Gottlieb Heinrich Heer: Die Königin und der Landammann

Roman. Orell Füßli, Zürich.

Es ist eine eigene Sache mit den historischen Romanen und Novellen, die jetzt so sehr an der Tagesordnung sind. Entweder folgen sie genau den Quellen, verlieren sich an bezeugte Einzelheiten und lassen sich dadurch am Flusse der Erzählung hemmen, oder sie setzen sich über Verbürgtes keck hinweg, zugunsten der künstlerischen Idee und deren Ausgestaltung.

Niemand wird behaupten, daß Heer als pedantischer Vielwisser zu Werk gegangen sei. Zwar steht die erstaunliche Tatsache, daß Landammann J a k o b Z e l l w e g e r von Trogen der ehemaligen Königin von Holland, H o r t e n s e B e a u h a r n a i s, der Stieftochter und Schwägerin des großen Napoleon, einen Heiratsantrag gemacht hat, geschichtlich fest. Der Dichter erklärt mit Geschick diese „inconvenance" nach Auffassung der französischen Flüchtlinge durch die sympathische Persönlichkeit, den Reichtum und das Ansehen des Schweizer Magistraten. Daneben aber würde der Geschichtskundige, der sich nicht durch die hübsche Erzählung fortreißen ließe, allerlei Fragezeichen machen.

Als ein läßliche Dichtersünde sei Heer verziehen, daß er der „bezaubernden" Königin etliche Lebensjahre schenkt. Der Roman spielt um das Jahr 1820, in dem Hortense den Vierzig näher stand als den Dreißig, die ihr der Dichter galanterweise zubilligt. In der Beschreibung ihres Äußern hat sich H e e r von dem Bilde beeinflussen lassen, das auf dem Umschlag des Buches wiedergegeben ist. Wir sehen H o r t e n s e im rüschenverzierten, hochgegürteten Gewand mit der zarten Halskrause und dem federngeschmückten Zylinderhütchen des Empire. Den Eindruck, den die Augen der Königin nach diesem Bilde auf den Dichter machten,

gemeine Gültigkeit. Man ist bei Wiechert zu Gast und ist es durch seine Ueberlegenheit in einer besondern Weise bei sich selbst, denn es bleibt letzten Endes belanglos, ob die äußern Wege so oder anders verlaufen. Ueberall ist es das menschliche Herz in seiner Not und seiner Beglückung, das uns Wiechert herausschält, und wenn sein Ursprung und seine Wurzeln in den großen Wäldern liegen, so fühlt man sich selbst, auf anderm Boden gewachsen, in jener fremden Welt zu Hause. Man spürt beglückt, daß wir im allmenschlichen gemeinsam unsern Sinn und unsere Heimat haben.

Dorette Hanbart.

Hans Carossa: Geheimnisse des reifen Lebens

Im Insel-Verlag, Leipzig.

Das Magische auch von diesem Carossa-Buch liegt in seiner hohen Schau. Es führt uns mitten hinein in die heutige Zeit, doch schenkt sie uns Carossa bereits geläutert, im weisen Ueberblicken versöhnend, mit einer reifen Liebe zu Mensch und jeder Kreatur. Und so kommt es, daß wir im Kleinsten und Alltäglichsten Symbol und Würde finden, daß der aufgeschlossene Leser vielleicht plötzlich Gewöhnung und Abstumpfendes in sich und bei andern zu überwinden trachtet und sich zu dem ewig Lebendigen hintastet, weil es allein uns fähig macht zum Erfassen des wahren Seins.

Carossas Gestalten sind Träger des reifen und doch so lebendigen Lebens und wenn der Leser begabt dazu ist, den äußern Rahmen zu sprengen, um den geistigen Niederschlag in seiner unvergleichlichen Einmaligkeit zu erfassen, so erhält er eine Fülle von Kostbarkeiten, die dazu ausreichen, ein ganzes Leben zu speisen.

Dorette Hanbart.

Iwan Schmeljow: Die Kinderfrau

Verlag von Huber in Frauenfeld und Leipzig, von Frau Dr. R. Candreia in Haldenstein übersetzt.

Der Dichter läßt eine Kinderfrau ihre Erlebnisse erzählen. Die Njanja dient in einer Arztfamilie und übernimmt nach dem Tode der Eltern die Betreuung der Tochter, die durch ihre Emigrantenschicksal, zuerst als Kellnerin, dann als Filmschauspielerin durch Europa nach Amerika gelangt und sich schließlich, vereint mit ihrem Jugendfreund, wieder nach Europa zurückfindet.

Eine dreifache Gestaltung: des Vorkriegslebens, des darauffolgenden Umsturzes mit den beschränkten und unbeschränkten Möglichkeiten, der in der Kinderfrau verkörperten, christlichen Liebe.

In der treffenden Schilderung der gedankenlosen, übermütigen Vorkriegszeit ist gleichsam die Erklärung für den kommenden Zusammenbruch vorgezeichnet. Die Menschen leben drauf los ohne äußern noch innern Halt. Kommen Armut und Tod an sie, wenden sie sich flehend an die Njanja, die in ihrem Glauben und tiefmenschlichen Wesen ihre Stütze wird: „Sie sagen: ‚Wir sind Bettler geworden'. Das ist nicht furchtbar, gnädige Frau, zum Bettler zu werden... furchtbar ist es, sich selbst zu verlieren."

„Vergiß die Njanja nicht (sagt der sterbende Vater zu Tochter)... sie ist dir Mutter und Vater... sie ist besser als wir, hatte mit allen Mitleid..."

Während sich die Herrschaften mit Theaterspielen und Liebeleien die Tage ausfüllen und darob ihre Seele der Natur verschließen, geht in der Frau des Volkes das ganze Leben, wie es das Herz des Dichters entzückt, auf: „(Ostern) Den ganzen Tag verbrachten wir auf den Gräbern, ihre Verwandten sind dort beerdigt, setzten Maßliebchen. Faulbaum und Eberesche und Holunder standen da... und die Weiden waren schon ganz grün... und Butterblumen und goldener Löwenzahn blühten und junge Nessein an den Zäunen... wir sammelten sie unterwegs für eine grüne Suppe... Nach Frühling duftete es, und die Saatkrähen schrien, in allen Birken waren Nester... so fröhlich war es ringsum, und der Tod hatte keinen Schrecken mehr. Und heimatlich waren die Kreuze, und Lämpchen brannten mancherorts... so still war es... Und abends auf dem Heimweg wucherndes Gestrüpp an den Teichen... Wenn Ostern spät fiel, sangen die Nachtigallen! Nu, wie war das alles schön. Und überall war Volk, heimatlich war alles, gnädige Frau,... selbst den Betrunkenen konnte man nichts übel nehmen, sie waren über den Frühling froh."

Die Njanja findet auch den Weg zu der ruhelos herumgetriebenen Seele ihres Schützlings: „Nicht mit Gewalt ging ich vor, sondern ich öffnete meine Seele, und mein Wort fand den Weg zu ihrem Herzen."

Die einfache Frau erkennt, daß nicht im äußern Erfolg Ruhe zu finden ist, aber in der Verbindung zweier sich vertrauender Menschen, die vom Stachel des Zweifels befreit worden: „Die ganze Welt bist du bereit, für diesen Stachel zu opfern, aber ergeben willst du dich nicht. Alle sind ihr stolze, selbstzufriedene Menschen, ihr Gebildeten."— „Die Kinderfrau" mit ihrem tiefreligiös empfundenen Gehalt sollte uns Frauen besonders viel geben, und uns unsere Aufgabe in der Welt gerade jetzt mit besonderer Dringlichkeit weisen.

Iwan Schmeljow, „der allerrussischeste der zeitgenössischen russischen Schriftsteller und einer ihrer hervorragendsten Vertreter", ist ein durch Leiden gereifter Dichter und Künstler, den Ernst Wiechert mit den großen Russen auf die gleiche Stufe stellt:" „..., daß hier noch einmal nach Tolstoj und Dostojewskij ein großer russischer Gestalter aufgestanden ist, einer von denen, die eine Landschaft oder einen Menschen in einer einzigen Zeile darzustellen vermögen, und darüber hinaus einer von denen, aus deren Werken nicht nur ein großer Künstler, sondern ein noch größerer Mensch leuchtet."

Frau Dr. R. Candreia, hat in der Verdeutschung den Ton gefunden, wie er zur Frau aus dem Volke paßt, der die Fremdwörter Mühe machen, und macht uns vergessen, daß eine Uebersetzung vorliegt.

M. J.

Jugendbücher

Der schweizerische Jugendschriftenmarkt wird je länger je mehr durch einheimische Erzeugnisse beschickt. Unsere Verleger haben ihre Jugendabteilung ausgebaut; auch Verleger, die bis anhin dem Jugendbuche fernstanden, nehmen sich seiner an. Lange war das Schweizer Bilderbuch dem billigeren deutschen gegenüber im Nachteil. Francke, Bern, ist es nun gelungen, für den erstaunlich niedern Preis von Fr. 3.80 ein künstlerisch und pädagogisch wertvolles Bilderbuch in „Viel Dinge gibts" von Peter Mackerle zu veröffentlichen. Die leitende, doch nicht pedantische durchgeführte Idee ist, in den ABC-Schützen den Begriff der Mehrheit und des Sammelwortes zu erwecken. An feingetönten, leicht schematisierten Bildchen, die bald an Ludwig Richter, bald an Albert Welti erinnern, aber durchaus eigene Wege gehen, wird der Eingab. eine Mehrzahl gegenübergestellt. In der Mitte des Buches ruht man sich aus mit dem Blick über den Zaun ins Märchenreich. In der Rückansicht der verschiedenen Kinder sind sehr fein die Empfindungsgrade von Freude, Staunen, Entzücken ausgedrückt. Beseelt und charakteristisch sind die gegen den Hintergrund winzig werdenden Märchenfiguren in die künstlerisch wohl aufgeteilte, stimmungsvolle Landschaft gesetzt. Die Blätter erwecken Ehrfurcht vor der Natur und dem Menschen, Anteilnahme am Gräslein und am Kleintier, Staunen vor dem gestirnten Himmel. Sie pflegen damit Gefühl und Phantasie mit einer Innigkeit, die man glaubte, heute eingebüßt zu haben. Neben Mackerle berühren die Bilder von Elsa Elsgruber in „Tulifäntchen, der Zwergheld" (Wunderlich, Leipzig), weniger einmalig, routinierter. Die Farbentöne sind meistens noch zarter, die Konturen weicher. Nur die Eigenart der Gnomengesichter verhindert, daß die Elsenwelt konventionell wirkt. An ihnen aber erkennt man den Griffel einer selbständigen Künstlerin. Eva von Eckardt hat das komische Hedenepos Karl Immermanns mit Geschick für Kinder nacherzählt. Ein Hauptreiz von Immermanns „Tulifäntchen" liegt aber im Gegensatz zwischen dem gewichtigen Versmaße und der Lebensgeschichte des ritterlichen Däumlings, der nach den Großtaten eines Fliegentöters Aufnahme findet im Elsenreich. Wo immer E. von Eckardt den Dichter selbst in Versen sprechen läßt, freut man sich ihrer beschwingten, humorvollen Grazie. Sollten größere Kinder und Erwachsene durch dieses Bilderbuch für Primarschüler angeregt werden, Immermanns „Tulifäntchen" aus staubigem Winkel hervorzuholen, so wäre sein Wert verdoppelt.

Aus dem Reiche der Poesie sich in die Welt des Films zu versetzen, bedeutet einen starken Sprung. Es hat sich in Zürich ein Mick Maus Verlag Bollmann aufgetan, eine Filiale der Micky-Mouse S. A., Paris. Der angelsächsische Humor geht deutschen Gemütern nicht so leicht ein, ebensowenig die amerikanische Pädagogik, die mit viel gutem Willen und liebenswürdigem Lächeln auf der Oberfläche schwimmt. Wer Walt Disneys Trickfigur je auf der Leinwand gesehen hat, wird sich indessen die Pedanterie verkneifen. „Micky Maus im Zirkus" nennt sich das vorliegende Bilderbuch, und sein Hauptreffer soll darin bestehen, daß beim Öffnen des Buches sich die ausgeschnittenen Figuren der farbigen Bilder aus der Horizontalen in die Vertikale erheben. Die Farbengebung des auf Massenabsatz rechnenden Buches ist äußerst primitiv. Ein Gewirr von Linien, wobei das Nebensächliche im gleichen Rang mit der Hauptsache steht, ermüden das Auge und das Gehirn des Kleinkindes. Die Verzerrungen der Tierfiguren mögen an einem rasch vorübergleitenden Film komisch wirken. Das Bilderbuch aber ist zum Verweilen da. Der Filmstil kann nicht ohne weiteres darauf übertragen werden. Merkwürdig verstet in der Art der Illustration wirken „Alti Bersli und Liedli"(Atlantis Verlag, Zürich). Die verwischten Konturen der Zeichnungen und der mehr auf den Spaß des Erwachsenen als auf echte kindliche Naivität ausgehende Stil scheinen zwanzig Jahre zurückzuweisen. Die kleine Sammlung ist ursprünglich für Auslandschweizerkinder gedacht und für diesen Zweck im ganzen nicht ungeschickt in seines Auswahl von Mundartgedichten, Sprüchen, Liedern (ohne Noten) und Gebeten. „Die Jahreszeiten" im selben Verlag, mit Bildern von Marianne Scheel und Text von Bettina Kiepenheuer verbinden Belehrung mit Unterhaltung. Die acht ganzseitigen, farbigen Bilder in Offsetdruck des bibliographischen Instituts, Leipzig, darunter eine stimmungsvolle Vorfrühlingslandschaft, ein fröhliches Erntebild vom Bodensee und eine schweizerisches Bergidyll, verdienen Anerkennung. Der Text erzählt in einfacher Form von Naturvorgängen im Pflanzen- und Tierreich und von der menschlichen Tätigkeit im Rahmen der Natur, Gedichte von Goethe, Tieck, Matthias Claudius u. a. fügen sich ungezwungen ein. Ihre Herkunft ist im Anhang vermerkt, wohin auch die genaue Erklärung der Bilder verwiesen ist. In erster Linie bezwecken dagegen naturwissenschaftliche Belehrung der Kinder die farbig etwas starken, aber sehr sorgfältig in bezug auf Naturbeobachtung und Zeichnung ausgearbeiteten vierecksgroßen kleinen Bilderbücher W. Schweebelis im Verlage Maier, Ravensburg: „Von den ersten Lenzboten", „Der Zitronenfalter", „Quak, der Frosch", „Waldi". Der Krähenkalender ist dieses Jahr einheitlich von Hedwig Thoma illustriert. Weniger bekannte, schweizerische und exotische Märlein, hübsche Sprüche und Lieder, sowie eine Preisaufgabe bieten jede Woche Neues. Das einheitliche Format der Bilder fordert zur nachträglichen Verwendung als Schmuck im Wechselrähmchen auf (Buchhandlung zur „Krähe", Basel). Der Bedarf an Kinderreimen scheint trotz vortrefflicher älterer Sammlungen wie die von Robert Suter, „Am Brünneli" (Sauerländer, Aarau), noch nicht gedeckt. Rudolf Schoch hat in „Sunnigi Juged" (Sauerländer), Verse und Bildchen zusammengestellt, die in seinem Auftrage von verschiedenen Jugendschriftstellern und Komponisten verfaßt worden sind. Das Leitmotiv der Sammlung ist Erziehung durch Ermunterung. Es ist recht reizvoll, zu beobachten, wie sich die Wort- und Tondichter mit ihrer Aufgabe abgefunden haben. Am ungezwungensten im Rhythmus, voll herzlicher Einfühlung ins Kleinkind sind besonders die Beiträge von Traugott Vogel und Ernst Eschmann. Lilly Renner zügelt ihre einfallreiche Bebilderungskunst, um den Kleinen das Verständnis ihrer Tuschzeichnungen zu erleichtern. Sie hat auch die Illustration zu Rosa Weibel: „Us em Chindeland" (Sauerländer), geschaffen. Mundverslein, wie sie weniger aus Kindermund als aus dem Mutterherzen kommen, mögen. „Chomm mit, mer wend üs freue" herausgegeben von Hans Hilty (Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen), ist wirklich geeignet, Freude in die Familie zu tragen. Die Prosabeiträge werden die Erinnerungen der Erwachsenen an eigene Jugenderlebnisse wecken und sie zum Erzählen anregen. Die poetischen Beiträge, insbesondere die Frühlingsliedchen überraschen durch Frische und Naturrichtigkeit ihrer meist bis anhin unbekannten Verfasser. Die feine St. Galler Mundart, die sprichwörtlich bekannte Freundlichkeit unserer östlichen Miteidgenossen sind der Nährboden für solche besinnliche Liedchen. Trotz ihrer Kleinheit sind die beigegebenen Scherenschnitte ein ausdrucksvoller, wenn auch bescheiden zurückhaltender Buchschmuck.

Kunstmärchen für die Kleinen sind immer ein heikler Punkt in der Jugendliteratur. Allzuoft macht sich Dilettantismus auf diesem Gebiete breit. Weder die Erzählungen von „Roll Bing Rumpedibum" von Elsa Grimm, noch die Scherenschnitte dazu von Annelore Oehler sind von durchschlagender Originalität (Huber, Frauenfeld); dagegen ist in „Wie der Igel Stachelin kriegte" von Hagdid Hollriede (Thienemann, Stuttgart), eine wirkliche Dichterin am Werke. Die vier farbigen Vollbilder, welche die vortrefflich abgerundeten Erzählungen begleiten, von Else Wenz-Viëtor, bedeuten allerdings im Schaffen der bekannten Malerin kein Überraschung; sie befriedigen aber durch die zurückhaltende, doch fast etwas fade Farbengebung und sorgfältiges Naturstudium. Nicht verschwiegen sei, daß das hübsche Buch in Fraktur gedruckt ist und somit unsern Anfängern im Lesen einige Schwierigkeiten bereiten könnte. Wilhelm Mathießen, „Der stille Brunnen" (Schaffstein, Köln), läßt allerlei Märchengestalten aus Grimm, Bechstein, Andersen ins Leben des „armen Kindes" eingreifen, das sich schließlich als Enkelin der Frau Holle entpuppt. Der Erzähler bemüht sich, kindertümlich im Ausdrucke zu sein. Sein Märchengespinst um Altvertrautes wirkt aber eher verwirrend, besonders da die einzelnen Binnenmärchen zwar im Zusammenhang mit der Rahmenerzählung stehen, aber oft ihr Motiv nicht ausschöpfen. Das schließt nicht aus, daß einige Seiten des mit guten Federzeichnungen von G. W. Rößner geschmückten Buches wahre Märchenstimmung atmen. Einheitlicher wirkt „Lieselspärch" vom selben Verfasser und im selben Verlag. Es sind die spannend erzählten Abenteuer einer hunderstjährigen Puppe, die schließlich im Kabinett eines Sammlers landet. Hier, wo sich Mathießen auf eine Hauptheldin konzentriert, kommt seine Einfühlung ins atemverjüngende Wunderbare, sein aufgelockerter Vortrag und seine unaufdringliche Pädagogik recht glücklich zum Ausdruck.

Sehr reich ist der Gabentisch gedeckt für das eigentliche Lesealter von 9 bis 16 Jahren. Mundartbücher sind im ganzen nicht beliebt bei der Jugend. Die Lektüre erfordert eine gewisse Anstrengung. Wir möchten ernstlich anregen, daß das Mundartlesen in der Schule und in der Familie geübt werde. „Amigs" von Hans Guggenbühl (Orell Füßli), verdient durch kleine, schalkhafte und gemütvolle Erzählungen aus dem Schulleben und der Freizeit eines Zürcher Stadtbuben und durch köstliche Federzeichnungen Hans Schaads freundliche Beachtung. „Burg Eschenbühl" von Ernst Brauchlin, im selben Verlag, erregt die Aufmerksamkeit nicht nur wegen des stattlichen Umfangs, sondern wegen der echt schweizerischen Grundlichkeit in der Durchführung der Fabel und wegen der Pädagogik, welche die romantisch-abenteuerliche Entdeckung einer Burgruine durch Sekundarschüler untermalt. Ein in seinem Verständnis für die Knaben geradezu idealer Lehrer bietet das Bild eines Führers, wonach die Jugend im innersten Herzen hungert. Willy Planck unterstützt den Dichter mit einem geschmackvollen Umschlagbild und lebendigen Federzeichnungen. Karin Michaelis hat die Pädagogen nachgerade mit ihren letzten Bibibänden verdrossen. Auch in den „Gormsenkindern" (Humanitas Verlag, Zürich), herrscht das Bestreben vor, zu unterhalten und zu verblüffen, wobei der Witz und das funkelnde Erzählertalent der berühmten Schriftstellerin sich über Wirklichkeiten schwungvoll hinwegsetzt. Ein Kopenhager Proletarierjunge hat durch Lösung eines Preisrätsels ein „diner transportable" von sechs Gängen für zwei Personen gewonnen. Daraufhin wird eine große Abendgesellschaft in die Kellerwohnung geladen. Gräßliche Enttäuschung mündet in satte Ausgelassenheit mit einer Beigabe von Gefühl. Die Zeichnungen Marie Hulsers unterstreichen den karikatierenden Geist des Buches. Auch bei der so fruchtbaren Schriftstellerin Lisa Tetzner blendet die Gewandtheit des Stils; doch gibt sie sich lehrhafter als Karin Michaelis, sei es daß sie Mark Twains „Prinzund Bettelknabe" mit psychologischem Fingerspitzengefühl in „... was am See geschah" erneuert (Stuffer, Berlin), sei es, daß sie über der Fabel des letztjährigen, prächtigen Bilderbuches von Berta Tappolet und Rose Schnitter „Der Leuchtturm", eine Jungmädchengeschichte, „Die Reise nach Ostende" aufbaut. Ihr jüngstes Werk. Ein zarter Schimmer von Armeleuteromantik webt um die, aus mütterlichem Empfinden heraus, geborene Geschichte Ala Herrmanns, „Köppchen, Zucker und Trara" (Schaffstein, Köln). Diese Berliner Kinder, das gescheite Krüppelchen Köppchen, die anmutige, kleine Balletttschülerin Zucker und der Zeitungsjunge und Gelegenheitsarbeiter Trara samt dem Kameradschaftlich von ihnen aufgenommenen Ausreißer aus reichem Hause, erregen lebhaftes Mitgefühl. Fast möchte man bedauern, daß die Verfasserin der feinsinnigen Geschichte dem kindlichen Detektivspielen nicht ausweicht. Doch ist die Episode von der Entdeckung des Banknotenfälschers in die Erzählung verzahnt; sie gibt den Anstoß zur Wiedervereinigung Schummes mit seiner Familie. Unverblümter Detektivroman für Kinder ist „Die Kiste mit dem großen S" von Richard Plaut (Sauerländer, Aarau). Allerlei Unwahrscheinlichkeiten müssen die Erzählung flott machen; sie schwimmt denn auch großartig durch die mannigfachen Klippen, die von der Schule mangelhafter Aufgaben wegen oder von sich unheimlich gebärdenden Mitbewohnern des Hauses drohen. Der Schluß, da der Dieb gestellt wird unter Mithilfe der ganz als etwas lachhafte Typen geschaften Velobrüder des Sportonkels, ist reiner Film. Einen ganz famosen Wurf hat der Verlag Francke, Bern, mit Hans Zulliger, „Joachim bei den Schmugglern". Hier ist Romantik in der Wirklichkeit, gegeben durch die wilde Landschaft im Simplongebiet und durch den Gegensatz zwischen schlauen Schmugglern und nicht minder beherzten Zollwächtern. Die Sympathien sind gerecht auf beide Teile verteilt, was durch das Aufrichtefest eines zum Lagern von Schmugglerware dienenden Hütte, an der beide Parteien teilnehmen, symbolisiert ist. Joachim freilich, nachdem er eine Lehrzeit unter den Schmugglern durchgemacht hat, wird sich dem Vaterland als Wächter zur Verfügung stellen, ein Schlaß, in dem ein leichter Bruch liegt; denn moralisch geht es für ihn eben späterdoch gegen Landsleute und ehemalige Freunde. Noch neuartiger wirkt in der schweizerischen Jugendliteratur eine zweite Veröffentlichung durch Francke. Walter Ingold, „Der Rote Pfeil". Eine Knabenklasse an der Kantonsschule zu Solothurn (geographische Namen werden nicht genannt; doch sind die Örtlichkeiten leicht zu erraten) spart Geld zusammen für eine Fahrt mit dem bekannten Schnellwagen unserer Bundesbahn, dem „Roten Pfeil". Landschaftliche Eindrücke werden beiseite geschoben zugunsten der technischen Belehrung. Daher sind die Hauptbilder des Buches Photos von Eisenbahnbrücken, Staumauern, Tunnels, Lawinenverbauungen usw. Führer Jakob entwirft ein genaues Bild seines beruflichen Werdeganges. Doch werden auch Sagen erzählt, und sogar ein merklich von Viktor Scheffel inspiriertes Fastnachtgedicht wird verfaßt. Im ganzen ist es aber eine Welt von Karen, genauen Tatsachen, in welche der Verfasser einführt. Bei den Mädchen hat Francke ungemeinlich eine phantastischere Veranlagung vorausgesetzt. „Pariser Kinder in der Schweiz" von Elsa Steinmann, präsentiert sich in einem reizenden Umschlag und läßt Lilly Renners Stift in grotesk-anmutigen Zeichnungen walten. Allein die durch Feengeschichten verdrehten Köpfchen der beiden Parisermädchen helfen doch allzu unglaubliche Streiche aus, wozu eine schwer reiche, weig gekleidete Großmutter, die auf einem Schimmel zu reiten pflegt, so nachsichtig lächelt, daß man an geistige Altersschwäche denkt. Richtig besehen geht es denn doch um ernstliche Gefährdung von Gut und Leben.

Die Backfischgeschichte ist in ihren diesjährigen Erscheinungen bereits in unserm Blatte besprochen worden; eben reiht sich ihnen noch an, Olga Meyer, „Die Flamme" (Morgarten Verlag, Zürich). Ein Schönheitsfehler, eine Flamme, entstellt das Gesicht der Fünfzehnjährigen. Er ruft Hemmungen hervor, die Ruth zunächst beim Aufnahmeexamen ins Seminar scheitern lassen. Lebenserfahrungen im Welschland, der Verkehr mit etwas ältern Kameraden und einer Dichterin, sowie — in Wiederholung eines Motivs in einem der „Annelibücher" — der Einfluß einer künstlerisch begabten Hausfrau befreien das Mädchen innerlich. Der Schluß des Buches scheint weniger erlebt als der Anfang; seine Nebenpersonen sind blasser. Wir vermuten, daß die Verfasserin der preisgekrönten Jugendschrift durch einen Termin am völligen Ausreifen des vielverheißenden Vorwurfes gehindert wurde. Eigenartig in ihren einfachen Linien sind die Initialen der einzelnen Kapitel von Hans Witzig. Sie drücken die Gefühlslage des kommenden Abschnittes aus.

Sauerländer, Aarau, gibt mehrere Sammlungen von kurzen Erzählungen heraus. Der zweite Band der „Graubündner Sagen" von Arnold Büchli braucht keine Empfehlung mehr. Der sammelefrige und als dichterischer Nacherzähler hervorragend begabter Herausgeber ist zu bekannt. Traugott Vogel, „Samstags 11 Uhr", bietet eine eigenwillige, aber im Schuldienst, in der letzten Wochenstunde erprobte Auslese von Erzählungen, bei welcher der alte, treuherzige Christoph von Schmid neben dem feinnervigen, philosophierenden Rainer Maria Rilke steht. In einem Nachwort gibt Vogel Auskunft über seine Quellen, erteilt er Winke über das Sammeln, knüpft er, sofern seine Erzählung einem größeren Werke entnommen ist, die nötigen Verbindungsfäden. Ein hübscher Umschlag, bestimmt gezogene Illustrationen mit der Feder von Walter Binder und der feste Schutzkarton der Sauerländer Bücher vermitteln einen wahrschaften Eindruck. Noch behutsamer scheint die Auswahl in den „Weihnachtsgeschichten" Georg Küffers, fast alles Erzählungen und Schilderungen moderner Autoren, die durch den weihnachtlichen Grundakkord zusammengehalten sind. Fritz Aebli, „Mit Schweizern rund um die Erde", bietet fesselnde und abenteurreiche Erlebnisse in allen vier fremden Erdteilen in Form von Selbstbiographien, Tagebüchern, Briefen. „Das schweizerische Jugendbuch", herausgegeben zum dritten Mal von Alice Lanini-Bolz (Huber, Frauenfeld) ist für Knaben und Mädchen von acht bis sechzehn Jahren bestimmt. „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen." So ist sowohl für Unterhaltung als auch für Belehrung reichlich gesorgt. Die Herausgeberin hat einen ganzen Stab lachkundiger Mitarbeiter. Zweifeln führt sie auf einen noch nicht ausgetretenen Pfad. Der stattliche Leinenband mit vielen Bildern und Zeichnungen ist so recht geeignet, das ganze Jahr hindurch leere Viertelstunden bis ganze Nachmittage auszufüllen mit seinen kürzern oder längern belletristischen Beiträgen, mit anschaulichen Schilderungen aus dem Gebiete der Technik oder der Naturwissenschaften, mit Spielanleitungen, Rätseln, Anregungen zum Basteln.

Helene Meyer.

Neue Bücher

(Eine Besprechung behält sich die Redaktion vor.)

Ludwig Friedrich Barthel: Die goldenen Spiele. Ein Roman in Briefen. Eugen Diederichs-Verlag, Jena.

Konrad Illi: Ellen und Ott. Roman. Humanitas-Verlag, Zürich.

Röy von Känel: Ein Mensch erwacht. Feierabendbuch. Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich.

Claire Leydere: Zwischenspiel. Roman. Verlag Oprecht, Zürich.

Robert Seitz: Die Liebe alt wie die Welt. Roman. Paul Zsolnay, Verlag, Wien.

Daniele Bard: Die letzte Kaiserin. Vom alten zum neuen China. Paul Zsolnay-Verlag, Wien.

Dr. med. Wilh. Niederland: Nervosität! Jedermanns Krankheit. Falken-Verlag Erich Sicker, Berlin-Schildow.

Josefa Berens-Totenohl: Das schlafende Brot. Gedichte. Eugen Diederichs-Verlag, Jena.

Walter Laedrach: Unter dem Krummstab im Emmental. Historische Novellen. Buchhandlung der evang. Gesellschaft, St. Gallen.

Bernhard von Brentano: Theodor Chindler. Roman einer deutschen Familie. Verlag Oprecht, Zürich.

Hermynia zur Mühlen: Fahrt ins Licht. 66 Stationen. Verlag Ludwig Rath, Wien-Leipzig.

Theodor Brun: Die dritte Nacht. Roman. Verlag Ludwig Rath, Wien-Leipzig.

Robert Seitz: Die Liebe, alt wie die Welt. Roman. Paul Zsolnay-Verlag, Wien.

Ludwig Friedrich Barthel: Die goldenen Spiele. Ein Roman in Briefen. Eugen Diederichs-Verlag, Jena.

Walter Ackermann: Flug mit Elisabeth. Fretz und Wasmuth-Verlag, Zürich.

Karl Foerster/Albert Steiner: Blumen auf Europas Zinnen, Wort und Bild. Rotapfel-Verlag Erlenbach-Zürich.

Ada Galsworthy: Die lieben Hunde. Paul Zsolnay-Verlag, Wien.